

Museum für Volkskunde  
Wien

Österreichisches Museum für Volkskunde  
BIBLIOTHEK

Nr. 1501E16

Standort N:80

NICHT ENTLERN SA

# Wiener Volkskunde

Ein Aufsatz  
von Leopold Schmidt





# Wiener Volkskunde

Ein Aufriß

von

Leopold Schmidt

herausgegeben

vom

Verein für Volkskunde

in Wien

150 IE16 N:80



Wien und Leipzig

Gerlach & Wiedling

Buch- und Kunstverlag

Copyright 1940  
by Gerlach & Wiedling, Buch- und Kunstverlag,  
Wien, I., Elisabethstraße 13

Druck: Hans Bulla, Wien IX.

**Wiener Zeitschrift  
für Volkskunde**

**Ergänzungsband XVI:**

**Leopold Schmidt  
Wiener Volkskunde**



**Dem Andenken meiner Mutter**



## **Jum Geleit.**

Volkstum und Großstadt galten in der gährenden Geistigkeit des 19. Jahrhunderts geradezu als einander widerstreitende Begriffe. Der Volkskunde erwuchs hieran die Aufgabe, das Großstadtvolk in seinem Dasein und Wesen überhaupt einmal zu erfassen. Im Fortschreiten der Gegenwartsvolkskunde entschloß sich Dr. Walter K r i e g, Berlin, im Jahre 1935 zu einem Preisanschreiben, das die Volkskunde einer deutschen Großstadt zur Aufgabe stellte. Der von Dr. Leopold S c h m i d t verfaßten „Wiener Volkskunde“, die im Nachstehenden mit wenigen Abänderungen als Ergänzungsband der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ erscheint, wurde im Jahre 1937 die Goldene Medaille des Wilhelm Heinrich Riehl-Preises über Vorschlag von Prof. Dr. Adolf S p a m e r zuerkannt. Sie bietet im volkskundlichen Verstand ein Spiegelbild des Wienertums, wie es sich rückschauender Betrachtung bis zum Anbruch jener bedeutungsvollen Zeitenwende darbot, die der Nationalsozialismus mit befreiender Tat im März 1938 heraufführte.

Er ruft die Volkskunde nunmehr zur kritischen Besinnung auf diejenigen volkseigenen Werte auf, die Schaffen und Wirken dieser Großstadt ihrem deutschen Wesen gemäß ausgerichtet zu erhalten vermögen.

Arthur Haberlandt.



## Vorwort.

Es ist ein gutes Volk um die Wiener.

Johann Pezzl, 1786.

Das Großstadtvolk ist so gut ein Teil der Gesamtnation wie jeder andere; nur ist es vielleicht in den Wirren der Großstadtwerdejahre mehr verlästert worden als je einer. Die Gegenwart hat in so vielen Hinsichten Schritte getan, um die aufgerissenen Klüfte zwischen den einzelnen Volksteilen zu schließen, daß nicht zuletzt gerade die Wissenschaft vom Volk, die Volkskunde, berechtigt wie berufen erscheint, ihr Teil dazu beizutragen.

Für die deutsche Stadt Wien soll hier in diesem Sinn versucht werden, festzustellen, was sich vom Beharren des Vätererbes wie vom Eigenwuchs des Großstädtlers heute schon sagen läßt. Mehr als einen Versuch kann die Darstellung noch nicht wagen. Daraus erklärt sich ihr oft schlagwortartiger Stil wie auch das häufige Fehlen von Hinweisen auf größere Zusammenhänge, da diese nur bei einer möglichst vollständigen Stoffdarbietung sinnvoll würden, die bei einer ersten Durcharbeitung des gewaltigen Gebietes, wie sie hier vorliegt, noch nicht möglich ist. Dafür wurde hier versucht, die geistige Grundrichtung des Wiener Großstadtvolktes aus einem in möglichster Vielfalt erarbeiteten und erschauten Quellenbereich zu gewinnen, wie sie für die innere Geschichte des Wienertums als eines Teiles des deutschen Volkes in Österreich jederzeit maßgebend war.

Dem Verein für Volkskunde in Wien bin ich für die Ausnahme dieses Versuches in seine Schriftenreihe, der Arbeitsgemeinschaft der Hochschullehrer in Wien für einen Druckkostenbeitrag zu Dank verpflichtet.

Die Arbeit wurde im Frühjahr 1935 abgeschlossen. Nachträgliche Erkenntnisse und manche stoffliche Erweiterungen wurden jedoch bis zur Drucklegung noch verarbeitet.

Leopold Schmidt.



## Einleitung.

### Großstadtvolkskunde.

Das Großstadtvolkstum als Lebensform eines Bestandteiles der Gesamtnation ist bisher kaum sachlich erforscht, sondern fast stets nur je nach der Einstellung des Betrachters positiv oder negativ beachtet worden. Eine wahre Wertung der Leistungen des Großstädters als — zahlenmäßig sehr ansehnlichen — Teiles des Gesamtvolkes ist jedoch erst auf Grund der vorhergehenden Erkundung seiner Wesensart, seiner Habe und seines Tuns denkbar. Es ist daher nur selbstverständlich, daß sich die Volkskunde in der letzten Zeit dem Großstadtmenschen zugewendet hat.

Die Ausdehnung der volkskundlichen Erfassung des Volkes vom Bauern, der bisher fast ausschließlich Gegenstand solcher Beachtung war, auf den Großstädter bringt für die Volkskunde als Forschungsdisziplin eine erhebliche Anzahl von Problemen mit sich. So führt sie gleich zunächst an die Kernfrage heran: Was ist Volkskunde? Das Ausgehen vom Großstadtmenschen hat den Vorteil, sogleich auch ein Stück der Lösung dieser Frage mit sich zu bringen, da der Weg von der Großstadt her bereits zeigt, daß keine einzeln herausgelöste Schichte allein „Volk“ ist oder ausschließlich als solches betrachtet werden darf, sondern daß die Wissenschaft hier sozusagen die Rückkehr des Städters zum Volk anbahnt. Durch die Gleichsetzung des Bauern wie des Städters in der Volkskunde wird die Kluft zwischen den Volksteilen geschlossen. In diesem Zusammenhang wäre hier die Erörterung des Eigenproblems der Kleinstadtvolkskunde naheliegend. Sie stellt indes wieder vor eigene Aufgaben, welche ähnliche Probleme wie in der Großstadtvolkskunde zeigen, jedoch bei anderen historischen Formen und mit anderen psychologischen Ergebnissen. Im übrigen ist aber die Kleinstadt keineswegs eine Art von Bindeglied zwischen bäuerlichem und großstädtischem Volk. Der Begriff und das Wesen der historisch langsam gewordenen Stadt trägt überhaupt zu der Erkenntnis des Großstadtproblems wenig bei. Anders steht es mit der Betrachtung der gesellschaftlichen Schichten innerhalb des Städtertums. Deren eigenes Verhalten wie die Beziehungen zwischen ihnen sind ein wesentliches Problem in der Großstadt. Dies muß hier hervorgehoben werden, da die ersten

Ansätze zur Großstadtvollskunde, die bisher vorliegen, eine ausgesprochene Neigung zeigen, den Handarbeiter in den Mittelpunkt zu rücken, ihn zum eigentlichen Träger des Großstadtwesens zu machen und daher auch ihn allein zu erkunden, was ebensowenig angebracht erscheint wie die Einengung der Vollskunde auf die Erforschung des Bauerntums und seiner historischen Güter.

So kommen wir zur vollskundlichen Bestimmung des Großstadtmenschen. Wir erfassen den Vollskbegriff als einen Ganzheitsbegriff und sehen die Zweifheit von Individuum und Gemeinschaft vor uns, deren wesentlichste Erscheinung für die Vollskunde nicht im Gegensatz der beiden besteht, sondern in der Verwurzelung des Einzelmenschen in der Gemeinschaft. Für unseren Zweck ist sogar der Begriff des Stadtmenschen, den wir vollskundlich betrachten wollen, zur Genüge geklärt, wenn wir ihn soweit als Objekt der Vollskunde ansehen, wie er jeweils seiner Gemeinschaft verbunden erscheint. Damit ist Gemeinschaft nicht oder nicht nur als gesellschaftliche Form gemeint, sondern als Erscheinungsform eines Gedanken- und Gefühlskreises, wohl auch als angestammter oder gewonnener Lebenskreis. Alle weiteren Bestimmungen des gemeinschaftsgebundenen Menschen gehören nicht mehr erstrangig hierher, da meist dabei nicht mehr das Gesamtproblem, sondern die Problematik der einzelnen Lebensformen vorliegt, deren bei den einzelnen Kulturerscheinungen eher zu gedenken ist.

Die bisherigen Einzelarbeiten über Großstädte können wir zu zwei anderen Erscheinungen des vollskundlichen Schrifttums in Vergleich setzen: zu den Landschaftlichen Vollskunden und zu den Dorfmonographien. Zu den letzteren haben sie gewiß mehr Beziehungen als zu den landschaftlichen Darstellungen in ihrer Flächenhaftigkeit. Die örtliche Beschränkung bleibt für Stadt und Dorf dieselbe, und auch der Aufbau kann hier wie dort ähnlich gehalten werden, wenn wir uns nur dessen bewußt sind, was wir vollskundlich erfassen sollen. Von dem Willen des Bearbeiters bei der Bestandaufnahme hängt es ab, ob er nur die Altbestände, oft nur die Restformen aufnehmen und darstellen will oder auch das Gegenwärtige oder beides in seinen Bindungen. Das Widerspiel, auf das diese Wiener Arbeit aufgebaut ist, scheint bei allen lokalen Monographien vorzuliegen oder sollte es doch, — das Widerspiel von Erbe und Neuwuchs. In der Dorferforschung wurde bisher der Neuwuchs fast stets stark vernachlässigt und das Erbe überwältigend in den Vordergrund gerückt. Freilich dieses zumeist, besonders in der Sachforschung, als das Erbe etwa der letzten zwei Jahrhunderte. So besitzen wir heute meist eine Bauernvollskunde, die für die Zeit um 1800 gilt. Mit diesem Verfahren würden wir bei der Großstadtvollskunde sehr bald zu einer Stadtkulturgeschichte kommen,

deren eigene Verdienste gar nicht bestritten werden sollen. Wiens Kulturgeschichte um 1800, die übrigens sehr gut erforscht ist, darf aber für eine Wiener Großstadtvölkfunde nur Hilfswissenschaft sein.

## Zeugniffe und Quellen zur Wiener Völkfunde.

Es gibt also eine eigene, eigenwertige Großstadtvölkfunde, weil es ein Großstadtvölk gibt. Gibt es auch bereits eine Wiener Völkfunde? Bisher kann man wohl bis auf Ansätze in der Erforschung des Erbes nicht davon sprechen. Dafür, also für eine historische Wiener Völkfunde, hat die mächtige Wiener Lokalforschung schon viel Stoff beigelegt, welcher die Einordnung des Altwienertums in die österreichische und damit in die deutsche Kultur mühelos ermöglicht. Wir werden bei der Behandlung des Erbes daran anknüpfen können. Um einen kurzen Überblick über die Quellen zu geben, greifen wir hier die wichtigsten Schriften heraus. Zwei Richtungen sind für die Altwiener Völkfunde von Wichtigkeit gewesen. Einerseits schrieben die Wiener selbst ziemlich viel über sich, dann aber besuchten von alters her so viele wichtige Fremde die Stadt, daß ihr Urteil und Wissen stets quellenmäßig heranzuziehen ist. Die mittelalterlichen Historiker und Schriftsteller liefern noch nicht sehr viel, außer gelegentlichen Kulturgeschichtlichen Daten. Erst in der Renaissance, der Zeit, da der Mensch den Nebenmenschen zu sehen beginnt, erfahren wir Wichtiges für Charakter und Lebensart des Wieners, welche sich, nach maßgebenden Urteilen und den Zeugnissen aus mindestens fünf Jahrhunderten zu schließen, erstaunlich gleich geblieben sind. Aeneas Sylvius<sup>1)</sup> urteilt über die Wiener, und Michael Behaim<sup>2)</sup>, beide nicht sehr freundlich aber doch manchen der typischen und bleibenden Charakterzüge bereits hervorhebend. Von den späteren Reisenden sehen die meisten nur das Sachliche oder beschreiben doch nur dieses, wie etwa der Engländer Edward Brown<sup>3)</sup>. Verhältnismäßig wenig sah oder beschrieb doch die vielgereiste Lady Mary P. W. Montagu<sup>4)</sup>. Dagegen berichtet die kluge Venetianerin Giovanna Carriera 1730 viel sehr Bezeichnendes über Aus-

1) Enea Silvio Piccolomini, Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Max Mell, Jena 1911, S. 48 ff. Vgl. Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte I., 421. Erst nach Abschluß dieses Buches erschien die ausgezeichnete Studie „Die Wiener“ von Gustav Guggl (in: Der deutsche Volkscharakter, Jena 1937, S. 403 ff.), dessen sämtlichen Arbeiten ich für ungezählte Anregungen tief verpflichtet bin.

2) Michel Behaim, Buch von den Wienern. Vgl. Nagl-Zeidler-Castle I., 302.

3) Edward Brown, Durch Niederland, Teutschland usw. gethane Reisen. Nürnberg 1686.

4) Der Lady Mary Pierrepoint Wortley Montagu Reisebriefe. 1716—1718. Herausgegeben von Hans S. Blumenthal. Wien 1931.

flugswesen, Wagenfahrten, Vergnügungs- und Puzsucht, Wiener Küche, kirchliches Zeremoniell in den Briefen an ihre Mutter<sup>1)</sup>). Der eifrige Reisebriefschreiber Ernst Brückmann<sup>2)</sup> beobachtet anfangs des 18. Jahrhunderts eine große Anzahl von volksmäßigen Bräuchen, Aussprüchen und Redensarten, die deren hohes Alter bezeugen. Neben diesem Braunschweiger Polyhistor verdient sein Göttinger Zeitgenosse, der Altertumsforscher Johann Georg Keyßler<sup>3)</sup>, besondere Beachtung. Neben vielen kulturhistorischen Beobachtungen, die auch andere Reisende in Wien machten, findet sich bei ihm ein ganz eigenartiges „Quodlibet von Wien“, das in seiner priamelartigen Form eine Parodie der geläufigen *S t ä d t e l o b s p r ü c h e*<sup>4)</sup> darstellt und als eine — wohl betont abfällige — Blickschau auf das Wien des Spätbarock und Rokoko aus norddeutscher Sicht hin Erwähnung finden mag. Keyßler gibt an: „Ein sicherer Cavalier hat von der Stadt Wien folgende Verse gefertigt:

„Ein Klumpen Häuser und Palläste  
 Voll Ungeziefer, voller Gäste,  
 Ein Mischmasch aller Nationen,  
 Die im Ost-West-Süd-Norden wohnen,  
 Gestank und Roth in allen Gassen,  
 Viel Weiber, die den Ehstand hassen,  
 Viel Männer, die mit andern theilen,  
 Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen,  
 Betrug und List in allen Buden,  
 Beschnittne und getaufte Juden,  
 Viel Kirchen allzeit voller Sünder,  
 Viel Schenken und davon viel Schinder,  
 Viel Klöster voller Pharisäer,  
 Viel Händel und viel Rechtsverdreher,  
 Viel Richter die das Recht verkaufen,  
 Viel Feste celebriert mit Saufen,  
 Viel große Häuser voller Schulden,  
 Viel Praler, die den Stock gedulden,

1) Emilie von Hoerschelmann, Rosalba Carriera, Leipzig 1906.

2) J. E. Brückmann, Epistolae itinerariae, Wolfenbüttel 1729 ff.

3) Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen . . . Neuaufgabe durch M. Gottfried Schüke, Hannover 1751. Das Quodlibet befindet sich auf S. 1214 f.

4) Zu den Lobsprüchen vgl. Nagl-Zeidler-Castle, Bd. I., S. 548 ff.; Wolfgang Schmehl, Lobspruch der Stadt Wien, Neudruck, Wien 1849; Heinrich Kaddebo, Die Dichtungen des Hans Sachs zur Geschichte der Stadt Wien, Wien 1878; Jakob Sturm, Ehrenkranz der Stadt Wien, Neudruck durch Theodor von Karajan, Wien 1866.

Viel Windverkaufser ohne Mittel,  
 Viel schlechte Tropfen voller Littel,  
 Gestrenge Bauern, gnädige Bürger,  
 Viel Zöllner, viel lateinsche Würger,  
 Viel Hoffart, wenig Complimenten,  
 Viel Ignoranz und viel Studenten,  
 Viel Kupler, viele Kuplerinnen,  
 Viel die mit Huren Geld gewinnen,  
 Viel Spanier, Wälsche und Franzosen,  
 Der Letztern viel in deutschen Hosens,  
 Viel Stuzer und geborgte Kleider,  
 Viel Säuser, Spieler, Beutelschneider,  
 Lackeyen, Pagen, Pferde, Wagen,  
 Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,  
 Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Ziehn,  
 Dieß ist das Quodlibet von Wien.“

Der Strom der Reisenden aber beginnt eigentlich erst mit der Aufklärung. Von Nicolai<sup>1)</sup> angefangen, pflegt jahrzehntelang jeder Wien-Reisende über die Stadt und ihre Bewohner zu schreiben, oft nicht zur Freude der damaligen Wiener, oft aber zur Erheiterung der heutigen. Ob die Reisenden nun Wien nur berührten oder näher kennen lernten, jedenfalls schrieben sie. Von den Deutschen um 1800 seien K. G. Rüttner<sup>2)</sup>, Joseph Hager<sup>3)</sup>, K. Fr. v. Reizenstein<sup>4)</sup>, J. J. Gerning<sup>5)</sup>, J. Chr. Fr. Schulz<sup>6)</sup>, K. Fr. Benkowitz<sup>7)</sup>, J. Fr. Reichardt<sup>8)</sup>, E. M. Arndt<sup>9)</sup> nur erwähnt, von Engländerinnen, die auf den

1) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten von Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1783. Wir benutzen ständig den Neudrud: Des Berliner Freidenkers Friedrich Nicolai bedeutame Aufzeichnungen über das katholische Deutschland 1781. Regensburg, Passau, Linz, Wien. Neuausgabe Wien 1921.

2) Karl Gottlob Rüttner, Reise durch Deutschland usw. 1801.

3) Joseph Hager, Reise von Warschau über Wien nach der Hauptstadt von Sizilien. 1795.

4) Karl Fr. von Reizenstein, Reise nach Wien. 1795.

5) Johann J. Gerning, Reise durch Sterreich und Italien. 1802.

6) Joachim Christoph Fr. Schulz, Reise eines Liesländers von Riga nach Warschau, durch Südprenßen über Breslau, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg, Linz, Wien und Klagenfurt, nach Bohen in Tyrol, 1795/97.

7) (Karl Fr. Benkowitz), Reise von Glogau nach Sorrent. 1803.

8) Johann Friedrich Reichardt, Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. Neuausgabe durch Gustav Gugitz, München 1915. (= Denkwürdigkeiten aus Mit-Sterreich, XV. und XVI.)

9) Aus Arndts Reisen ist die Beschreibung von Wien als Neudrud erschienen: E. M. Arndt, Wien. Herausgegeben von K. F. Arnold. Wien 1913.

Spuren der Lady Montagu kamen, nur die guten Beobachterinnen Trollope und Turnbull. Mit ihren Stimmen vermischen sich zur gleichen Zeit österreichische, die teils selbst schilderten, teils in Erinnerungen sich äußerten, teils aber aktiv im Leben ihrer Zeit standen und für den Tag schrieben, was über den Tag hinaus wertvoll bleiben sollte. Der wichtigste Vorläufer dieser Richtung ist das seltene Werk „Vienna curiosa et gratiosa oder Das an-ge-ze-ßte lebende Wien . . .“ von Josef Neiner (1720—21)<sup>1)</sup>, der sich pseudonym in dem Chronogramm „a qVoDaM sInCero patrIota, aVstriaCo-VIennensI“ verbarg. Die Themen, die Neiner bereits anschlug wie „Kinderzucht“, „Sitten“, „Sprach- und Lebens-Wandel deren Wiene-rinnen“, finden sich in der josephinischen Broschürenliteratur wieder behandelt. Die Erinnerungen eines Johann Fekete de Galántha (1787)<sup>2)</sup>, einer Karo-line Pichler<sup>3)</sup>, eines J. Castelli<sup>4)</sup>, die Schriften eines Johann Pezzl<sup>5)</sup>, eines Franz Gräffer<sup>6)</sup>, eines Friedrich Anton von Schönholz<sup>7)</sup> werden um 1800 vor allem wichtig; Dokument ersten Ranges sind und bleiben Josef Richters Eipelbauer Briefe<sup>8)</sup>. Das josephinische und franziszeische Wien ist uns wahrlich besser bekannt als das Wien irgendeiner anderen Epoche. Im Vormärz nahmen alle Schriften dieser Art stark ab. Reisende wie Adolf Glashbrenner<sup>9)</sup> oder bittere Ein-ßt-Österreicher wie Karl Postl, der in Amerika zum Charles Sealsfield geworden war und nun in seinem Buch „Austria as it is“<sup>10)</sup> Abrechnung hielt, waren selten. Um die Mitte des

1) 3 Teile, bei Johann Baptist Schilgen.

2) Wien im Jahre 1787. Herausgegeben und übersezt von Viktor Klarwill. Wien 1921.

3) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Neuausgabe durch E. K. Blümml. (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, V. und VI.)

4) J. F. Castelli, Memoiren meines Lebens. Neu herausgegeben von Joseph Bindtner. (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, IX./X.)

5) Johann Pezzl, Skizze von Wien. Neu herausgegeben von Anton Schlossar und Gustav Gugig. Graz 1922.

6) Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren und Dosenstücke. Neu herausgegeben von Anton Schlossar und Gustav Gugig. (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, XIII. und XIV.)

7) Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, III./IV.) Neu herausgegeben von Gustav Gugig. München 1914.

8) Joseph Richter, Die Eipelbauer Briefe. 1785—1797. Neu herausgegeben von Eugen von Paunel. (= Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, XVII./XVIII.) Ein sittenkritisch eingestellter Vorläufer der modernen Volkskunde war der kurzlebige „Einsiedler, oder Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Wiener“. Wien 1820.

9) Adolf Glashbrenner, Bilder und Träume aus Wien. Neu herausgegeben von Viktor Klarwill. Wien 1922. Nicht zu übersehen ist Carl Julius Weber, Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart 1834, Bd. 2, S. 233 ff.

10) Charles Sealsfield, Österreich wie es ist oder Skizzen von Fürstenthöfen des Kontinents. Aus dem Englischen übersezt und herausgegeben von Viktor Klarwill, Wien 1919. Nicht sehr bedeutend ist A. J. Groß-Hoffinger, Wien wie es ist. Neuausgabe von Julius Komrower, Wien 1925.

Jahrhunderts, wo für uns die Quellen immer wichtiger werden, nehmen sie ab, das aktive Leben, nicht zuletzt das Jahr 1848, zieht alles in seinen Bann<sup>1)</sup>. Und in diesen Jahren wird Wien zur Großstadt. Über die merkwürdigen Erscheinungen ihrer ersten Jahrzehnte bekommen wir freilich bereits wieder Berichte. Jetzt schreiben in erster Linie die *E i n h e i m i s c h e n*. Zunächst nicht mehr Bücher, sondern Zeitungsartikel, in schärfster Kritik und heißer Liebe zu dieser Stadt zugleich. Hier hat auch das Widerspiel von Erbe und Neuwuchs seine ersten, unbewußten Beobachter gefunden, die uns im nachfolgenden für das Werden des Großstadtvolfes sehr dienlich sein werden. Die Wiener Lokalschriftsteller, besonders die meist satirisch eingestellten Humoristen, die gerade am Wege Wiens von der Kaiserstadt zur Großstadt stehen, sind die wahren Erforscher Wiens in der Zeit ungefähr von 1866 bis 1914. In einer Reihe stehen diese volkskundigen Männer, W. Chiavacci, E. Pögl, R. Stürzer, S. Forschneritsch<sup>2)</sup> den volkskundigsten, vielleicht den einzigen Wiener Volkskundler möchte man freilich Friedrich Schlögl<sup>3)</sup> nennen. Es steckt, wie in all diesen Männern, nur tiefer, wohl der Moralist in ihm, doch mit seinem scharfen Auge und seiner unbestechlichen Feder hat er der Nachwelt, die ihn so wenig kennt, unbezahlbare Dienste geleistet. Die Wiener Forschung im Zeitalter der Großstadtwerdung ist nur durch wenige Arbeiten auf diesem Gebiet vertreten. Bedeutsam ist die Anteilnahme und Darstellung des wienerischen Elementes bei Heinrich Friedjung<sup>4)</sup>. Erinnerungen aus der Blütezeit des einseitigen Individualismus geben nicht jene umfassenden Schilderungen des Kulturlebens wie ihre Vorgänger im Vormärz. Bekanntere Memoirenwerke der Zeit wie Alfred von Bergers „Buch der Heimat“<sup>5)</sup> enthalten lediglich subjektiv gesehenen Stoff. Bedeutend wertvoller im Sinne einer übersehenden Kultur- und Zeitbetrachtung sind die Erinnerungen „Aus

1) Politische Erinnerungen gibt es selbstverständlich aus dieser Zeit sehr viele, doch enthalten sie nur selten Sittenschilderungen von weiterem Blick. Siehe z. B. Heinrich Pröhle, Berlin und Wien, ein Skizzenbuch, Berlin 1850.

2) W. Chiavacci, Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder. 1. Band, Wien. (Bibliothek für Ost und West.)

3) Friedrich Schlögl, Wiener Blut, 1875. Wiener Luft, 1876. Wiener Volksleben: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band Wien und Niederösterreich, S. 91 ff. Feinsinniges Eindringen von außen her kennzeichnen die fingierten Reisebriefe eines Franz Servaes: Wien. Briefe an eine Freundin in Berlin. (= Stätten der Kultur, Bd. 8) Leipzig 1908.

4) (Jude) Österreich von 1848 bis 1860. Stuttgart 1908/12.

5) Berlin 1911, 2 Bände. Eine ausgesprochene Ausnahme bilden in dieser Zeit die Erinnerungen Heinrich Reihartzs, eines Friedrichschülers: Wien zu meiner Zeit. Ein Rück- und Umblick. (Österreichisches Jahrbuch, hg. Frhr. von Helfert, Wien 1893, Bd. 17, S. 191 ff., 1894, Bd. 18, S. 209 ff., 1896, Bd. 20, S. 1 ff.)

meinem Leben“ von Friedrich Uhl<sup>1)</sup>, die mit dem guten Blick des „Zua-grafen“ — Uhl war Schlesier — vom Wesen des Wienertums gerade in der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgehen und über Theater und Presse zu sehr eindringlichen Charakteristiken der Wiener Gesellschaft kommen.

Neben das Schrifttum tritt im Prozeß des Selbstbewußtwerdens des Wienertums noch die bildende Kunst, vor allem die *Malerei*, als Zeugnis für die Selbstbetrachtung wie als Quelle für die nachfolgende Forschung. Für das 18. Jahrhundert sind wohl manche Bildquellen bekannt, doch nur wenige erschlossen. Am wichtigsten scheinen die Kupferrufe, welche auf sehr gut charakterisierenden Stichen Volkstypen darstellen. Jakob Adams „Abbildungen des gemeinen Volkes zu Wien“ (um 1780) sind mit ihren 99 Kupfern vielleicht die beste Quelle, wenn auch künstlerisch von Brands „Kupferrufe zu Wien“ (1775)<sup>2)</sup> übertroffen. Auf Einzelblättern wurden Volkstypen und kleine bezeichnende Szenen auch weiterhin noch gerne festgehalten. Später hat hier vor allem das Biedermeier mit seinem eigenartigen Realismus sich den Hauptanteil geschaffen. Malerisch zum Teil von den barocken Niederländern abhängig, ist hier die Genre- und Sittenbildmalerei der Fendi, Danhauser, Waldmüller, Johann B. Reiter und mancher noch weniger bekannter Meister zu einer ganz eigenen Blüte gelangt. Zum Teil hat ihnen allen die biedermeierliche Entdeckung der Alpen den Blick für das eigene Volkstum geschärft<sup>3)</sup>. Leider steht es mit der Erforschung der Altwiener Malerei noch nicht so gut, daß die Volkskunde eine richtige Stütze in geistesgeschichtlicher Hinsicht daran finden könnte; bis jetzt bleibt es bei einer rein quellenmäßigen Kenntnisaufnahme, die bei dilettantischen Malern, wie dem fast unbekanntem Schuster Michael Neher, fast zur Volkskunstbetrachtung wird werden müssen<sup>4)</sup>. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die der österreichischen Malerei nicht sehr günstig war, hat dennoch manche eigenartige Künstler gebracht, die gerade das Wiener Volksleben zum Teil realistisch, zum Teil impressionistisch sahen und darstellten. Am bekanntesten von ihnen ist Joseph Engelhardt, dessen Bilder „Ball auf der Hängstatt“, „Der frie-

---

1) Stuttgart und Berlin, 1908.

2) Neudruck: 40 Typen nach dem Kupferstichwerk aus dem Jahre 1775. Wien 1935.

3) Vgl. Schmidt, Die Stellung der Wiener Biedermeierdichtung zu Volkstum und Volkskultur (Germanisch-Romanische Monatschrift, 1938, Bd. 26, S. 7/8, S. 278 ff.).

4) Vgl. die einzige umfangreiche Darstellung von Ludwig Hevesi, Österreichische Kunst 1800—1900. 2 Bände. Leipzig 1903 (= Geschichte der modernen Kunst, Bd. 2 und 3). Eine gute Auswahl des Bildmaterials bietet E. S. Zimmermann, Das Altwiener Sittenbild, Wien 1923. Über J. B. Reiter und M. Neher vgl. die an Entdeckungen reiche Ausstellung bei Neumann und Salzer, Wien 1937. Katalog J. B. Reiter, 1813—1890.

rende Pflücker“ und andere als Darstellungen des Volkslebens um 1900 anzusehen sind; freilich sind sie kein so wesentlicher Spiegel der Gründerzeit, wie ihn Max Klingers Berliner Vorstadtbild geben mag. Wien besitzt auch keinen Heinrich Zille. Ihn ersetzen verschiedene Kleinmeister und Karikaturisten, mehr im Fluß der Zeit stehend als künstlerische Gewissen. Quellenmäßig ist vor allem die Schattenrißkunst eines Hans Schließmann wichtig geworden.

Die wissenschaftliche Erforschung im eigentlichen Sinn setzte erst in den letzten Jahrzehnten ein, als Wien nach dem Weltkrieg wieder einmal seine Gestalt völlig veränderte, ohne sein Wesen dadurch berührt zu sehen. Die Volkskunde knüpfte bei ihrer Beschäftigung mit Wien an keine Vorläufer an, schöpfte die Quellen nirgends aus, sondern wies mehr stichprobenartig zunächst auf das Erbe hin, und zwar besonders das bäuerliche Erbe. Leopold Höfers Sammlung des Wiener Kinderglaubens<sup>1)</sup> gibt in ihrer bunten Fülle das Beispiel einer Sammlertätigkeit, wie sie auf dem Dorf auch geübt wird. Nur das völlig uneinheitliche Material zeigt den Großstadtwuchs daran. Arthur Haberlands<sup>2)</sup> Beobachtungen bezogen sich fast zur Gänze auf den Großstadtrand, der als eigenes Problem noch zu würdigen sein wird. In der zusammenfassenden Darstellung der Volkskunde von Wien, Niederösterreich und dem Burgenland<sup>3)</sup> verband Haberlandt dann diese Randerkundungen mit den Ergebnissen der Altwiener Forschung, wodurch die geistige Verbundenheit des älteren Stadtgutes mit dem bäuerlichen Erbe klar zum Ausdruck kam. Die brauchbarste Grundlage zur Erfassung des baulichen Altgutes stellt Hugo Hassingers Kunsttopographische Aufnahme von bemerkenswerten Altwiener Häusern dar, welche bäuerliches wie bürgerliches Baugut gleichmäßig heranzieht<sup>4)</sup>. Der Neuwuchs, der sich volkskundlich, volkspychologisch so schwer erhellen läßt, hatte in diesen historisch gewendeten Darstellungen kaum Platz. Dagegen wurde auf der Linie der Erforschung des Erbes auch von anderer Seite viel gearbeitet. Kinderspiel und Kinderlied<sup>5)</sup> als besonders

1) Leopold Höfer, Wiener Kinderglaube. Ein Beitrag zu Volksglaube und Volksbrauch in der Großstadt. (Sonderdruck aus Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 32., 33., 34. Band, Wien 1929.)

2) Arthur Haberlandt, Volkstümliches aus Groß-Wien, in Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 28. Band, 1923. S. 1 ff.

3) Arthur Haberlandt, Volkskunde von Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, in: Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur, herausgegeben von Michael Haberlandt (1928) S. 258 ff.

4) Hugo Hassinger, Kunsttopographischer Atlas der Stadt Wien. Vgl. auch Paul Korb, Wien am Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Führer in technischer und künstlerischer Richtung. Wien 1906.

5) Hildegard Zoder, Kinderlied und Kinderspiel aus Wien und Niederösterreich. Wien 1924.

beharrsame Güter wurden gesammelt, Volkslied und Volksmusik<sup>1)</sup>, die begreiflicherweise im Zusammenhang mit der Wiener Musik stets sich einer gewissen Beachtung erfreuten, ebenfalls. Auch hier spielt der Stadtrand die größte Rolle. Dagegen wurde auf das Gut der Stände kein besonderes Gewicht gelegt, sodaß hier auch kulturhistorisch wenig vorgearbeitet ist. Nur die untersten sozialen Schichten, besonders die Verbrecher, wurden von Seiten der Polizei und auch sonst ziemlich gut erforscht. Die Sammlung von Albert Petrikovits<sup>2)</sup> gestattet Einblicke in die geringere oder größere Vertrautheit dieser Schichten mit der volksmäßigen Dichtung. Von hier findet sich auch ein Übergang zu der Wiener Mundartforschung, da schon 1851 Karl Fröhlich<sup>3)</sup> einiges aus der Wiener Gaunersprache aufgezeichnet hat. Noch früher hatte schon Castelli dem Wiener „Jenischen“ seine Beachtung geschenkt, so der Spittelberger Zuhältersprache<sup>4)</sup>. In ihrer Zwischenstellung zwischen Germanistik, Lokalgeschichte und Volkskunde hat die Wiener Mundartforschung übrigens bis heute nicht viel Glück gehabt und ist zu keinen fruchtbaren Ergebnissen gereift<sup>5)</sup>.

Dieser kurze Abriss der Geschichte der Wiener Volkskunde, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen will, hat schon gezeigt, daß von einer Großstadtvolkskunde hier bisher kaum die Rede sein konnte, wie wohl auch in anderen Großstädten. Am ehesten kann man eine Zeugniskunde zu den wichtigsten Charaktereigenschaften und Eigenheiten des Wieners anlegen, womit für die psychologische Seite der Volkskunde auch viel getan wäre. Wie wir unten an Hand von Zeugnissen noch darlegen werden, ist eine Art von unverlierbarem Grundcharakter auch tatsächlich seit sehr frühen Zeiten stets zu erkennen, und Züge der Grundhaltung mancher ausgesprochenen Individualität unter den Wienern fügen sich dem sehr gut ein. Zur Volkskunde ist jedoch noch mehr erforderlich, und so werden wir denn versuchen, Erbe und Neuwuchs in ihren Formen zu gliedern und aus den Quellen wie aus der hier so wie immer unumgänglich nötigen eigenen Anschauung ein Bild des Wiener Großstadtvolkes entstehen zu lassen.

1) Eduard Kremser, Wiener Lieder und Tänze, 3 Bände. Alte Lieder fürs Landvolk, herausgegeben von Raimund Joder und Konrad Mautner, Wien. Franz Rebitzke, Der Wiener Volks- und Bänkelsang in den Jahren von 1800 bis 1848, Wien. Rudolf Wolkan, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten, 4 Bände, Wien 1920—1926.

2) Albert Petrikovits, Hinter Schloß und Riegel, Wien 1923. An sozial-sittensbildender Literatur der Zeit ist Wien so reich wie alle Großstädte, doch ist sie ebensowenig bedeutend wie dort.

3) K. Fröhlich, Die gefährlichen Klassen Wiens. Wien 1851.

4) Sigleithner-Litschauer, Der Spittelberg und seine Lieder, S. 41 f.

5) L. Höfer, Die Volkskunde im Wiener Wörterbuch. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 41. Bd., 1936, S. 97 ff.)

## Das Wiener Volk.

### Herkunft und Stammhaftigkeit.

Zunächst gehört es nun in den Aufgabenkreis der Volkskunde, das Volk selbst kennenzulernen, um sein Sein aus seinem Werden heraus verstehen zu können. Das geschichtliche Werden verfolgen aber heißt zunächst die Frage beantworten: Woher kamen sie, die Wiener, von den ersten Besiedlern im neugegründeten Wien bis zu den leztzugewanderten des Zweimillionenvolkes? Diese Volksgeschichte ist in der Stadt ebenso wichtig wie in einer flächig ausgebreiteten Landschaft. Gestaltet sich dort das Volksgut im Raum, so können wie hier seine Eigenschaften in der Prägung des Stadtcharakters, des Charakters des Stadtvolkes ablesen, beharrsam hier wie dort, von der großen Stadt, wie Hellpach<sup>1)</sup> richtig hervorgehoben hat, sogar bekannter als von Stamm und Schlag. Daher muß das Wiener Volk zunächst in seinen statistischen Bezügen, während seines Werdens als Großstadtvolk, gezeigt werden.

Wien ist als Großstadt nicht alt. Erst seit der einsetzenden intensiven Industrialisierung kann von einem Großstadtvolk hier gesprochen werden, mit der breiten proletarischen Grundlage und einem zahlenmäßig ebenfalls sehr bedeutenden Kleinbürgertum als seinen wichtigsten Komponenten. Was vorher, also in der Barockzeit war, das war Österreichs größte Stadt, schon seit dem Mittelalter, die bis in die Zeit Josefs II. langsam etwa 268.000 Einwohner (1786) erhalten hatte. Das Wachstum bis zum endgültigen Einsetzen des Maschinenzeitalters bleibt noch immer mäßig: 1837 zählte man mit der Garnison 377.000<sup>2)</sup>. Von dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an wuchs Wien erst. Obgleich Österreich Provinzen verlor, brachte doch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts jenen Zuwachs an Menschen, der Wien in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg zur Zweimillionenstadt werden ließ<sup>3)</sup>.

Demgemäß ist diese Zeit für die **Z u s a m m e n s e t z u n g** des Wiener Volkes die wichtigste und wäre wohl auch innerlich die wichtigste gewesen, wenn Volksteile Maschinenteile wären und Bevölkerungszunahme eine Addition und sonst nichts darstellen würde. Daß ein deutlich erkennbarer Wiener Volkscharakter, ein Wiener Volksleben durch das ungeheure An-

1) W. Hellpach, Volkstum der Großstadt, in *Belhagen und Klafings Monatshefte*, Februar 1935, S. 638 ff.

2) Matthias Koch, *Wien und die Wiener*. Karlsruhe 1842, S. 333.

3) Vgl. Oskar Gelinek, *Bevölkerungspiegel Österreichs*. Wien 1924. Vgl. auch M. Haberlandt, *Die Bevölkerung von Wien* (*Wiener Zeitung*, 1895, Nr. 73 u. 74).

schwollen der Bevölkerung im Kern nicht verändert wurde, zwingt uns zunächst, die Altwiener Volkskultur auf ihren Charakter hin zu prüfen. Die ältere Schichte der Wiener Bevölkerung wurde doch zweifellos mit der zahlenmäßig weitaus bedeutenderen der Einwanderer amalgamiert: daß das Wienertum dabei siegreich blieb, zeigt, daß hier das Wunder des Carpenterischen Gesetzes seine Wirkung begann und der Assimilationsprozeß zugunsten der Alteingesessenen verlief und verläuft. Daß die Volkskultur des Franziszeischen Wien von großer Geschlossenheit war, wird kaum bezweifelt. Daß aber der Wiener Volksscharakter etwa hundert Jahre später so ziemlich dieselben Züge aufweist, das scheint die ungeheure Kraft der Angleichung, die mit der Sprache beginnt und offenbar erst beim Charakter endigt.

Das Widerspiel von Stetigkeit und Übersichtung verlangt, daß zunächst der stete Kern gezeigt werden muß. So müssen wenigstens einige Grundelemente der Besiedlung hervorgehoben werden, da die ursprüngliche Mischung den Charakter in seiner Stetigkeit ja geschaffen hat.

Die Dörfer in Wiens Umgebung — heute vielfach seine Außenbezirke und Vororte — sind im wesentlichen von bairischen Stammesangehörigen besiedelt. Fränkische und mitteldeutsche Elemente sind auch vorhanden gewesen, aber mindestens mundartlich ganz verschwunden. Elemente der Volkskultur besonders im östlichen Niederösterreich dürften aber noch auf nichtbairische Nachsiedler nach dem Türkenkriege deuten. Wien dagegen ist keineswegs eine bairische Stadt. Schon die ältere Wiener Mundart wird häufig hiefür als Zeugnis herangezogen, etwa die Behauptung Heinrich Laubes, daß ihm das Wienerische ausgesprochen ähnlich dem Fränkischen klinge. Wenn man gelegentlich meinte<sup>1)</sup>, daß im geistigen Habitus Wiens sich das fränkische Element stärker durchzusetzen scheine als im österreichischen im allgemeinen, so faßt dies das Ergebnis vieler Einzelbeobachtungen zusammen. Begründet ist Wien als deutsche Siedlung gewiß von bairischer Seite. Die Übernahme der Ostmark durch die fränkischen Babenberger aber hat ganz unzweifelhaft Franken in großer Zahl hieher gebracht. Sie sind in Niederösterreich, besonders im Norden, vielfach vermutet und gesucht worden. In Wien sind sie in der Grundmasse des Altvolkes wohl am ehesten zu finden. Jedenfalls spielen sie eine größere Rolle als die den Wienern weniger vertrauten Schwaben, die unter den ersten Habsburgern hierherkamen. Wenn in Bezug auf die theatergeschichtliche Rolle Josef Nadler Wien als stark bairisch erklärt, so ist dies doch mit Vorsicht weiter anzuwenden. Nicht umsonst ist gerade das mittelalterliche Theater- und Dramenwesen Wiens sehr

1) J. W. Nagl, Über den Gegensatz zwischen Stadt- und Landdialekt in unseren Alpenländern. (Zeitschrift für österr. Volkstunde, I, 1895, S. 33 ff., 166 ff.)

schwach entwickelt, also gerade in der Zeit, da die fränkische Besiedlung noch eine sehr große Rolle spielt. Der spätere Aufschwung in der Barockzeit hängt aber doch sehr stark mit dem italienischen Theaterwesen wie mit dem Ordensdrama zusammen. Nicht zu vergessen ist hier, was später noch näher erörtert werden soll, nämlich manches aus dem Eigenschaftenschatz des typischen Wieners, wie die berühmte Mischung von Gemütlichkeit und „Keschheit“ (Herbe), die fast wie eine Mischung von bairischen und fränkischen Stammeseigentümlichkeiten anmutet. Am stärksten tritt jedoch der Unterschied vom altbairischen Wesen hervor, wenn wir eine bairische Stadt zum Vergleich heranziehen: wie verschieden ist nicht München von Wien!

Ohne daß dieser Unterschied heute schon begrifflich leicht zu fassen wäre, tritt er doch von der Stadtanlage bis zum Vergnügungsleben, von den Einwirkungen der ländlichen Umgebung bis zu der großstädtischen Neuprägung sehr deutlich hervor<sup>1)</sup>.

Wenn wir aber von den älteren besiedlungsgeschichtlichen Tatsachen zum Werden des Wiener Großstadtvolfes gelangen wollen, besehen wir am besten das Wiener Stadtvolf um die Wende des 19. Jahrhunderts. An Hand der Abstammung der führenden Geister um 1800 können wir doch manche Fingerzeige erhalten. Dabei ist es einstweilen nicht so wichtig, in welcher Generation sich die betreffenden Familien schon in der Stadt befinden. Die Dichter Matthias Leopold Schleifer und Christoph Ruffner stammen aus Niederösterreich, Blumauer und Grillparzer aus Oberösterreich, Ferdinand Sauter aus Salzburg, Lenau ist ein ungarländischer Deutscher. Paul Weidmann ist ein Franke, wie vor ihm Philipp Hafner, nach ihm Sebastian Brunner. Daß schon der Dichter der Wiener Meeresfahrt (13. Jahrhundert) und so mancher andere aus Franken kam, sei nur nebenbei erwähnt. Die Oberpfalz scheint mit Wien seit langem in guten Verbindungen zu stehen. Wolfgang Schmehl kam von dorthier, auch Gluck, und Schikaneder war Regensburger. Bauernfeld war Schlesier, wie später Rudolf Hans Bartsch und manche andere. Bei den Dichtern und bei den Komponisten ordnet sich zunächst das ganze noch nicht recht: War Gluck Oberpfälzer, so kommen Johann Nepomuk Hummel aus Preßburg, Wenzel Müller aus Tyrnau — es bleibt ein Kunterbunt. Dagegen ordnet sich das Chaos ohne Pressung der Tatsachen, wenn wir die vier großen Meister der Wiener Tonkunst der Zeit in diesem Zusammenhang betrachten. Haydn stammt aus Niederösterreich, Mozart aus Salzburg, Beethoven aus dem Rheinland und Schubert aus

1) Vgl. Friedrich Lüers, Die Münchner. (Der deutsche Volkscharakter, Jena 1937, S. 325 ff.)

Schlesien. Jetzt können wir die Erscheinung auf eine allgemeinere Formel bringen, wenn wir der vorhin schon genannten gedenken —: N i e d e r ö s t e r r e i c h, die ö s t e r r e i c h i s c h e n A l p e n l ä n d e r, das R e i c h, und die S u d e t e n l ä n d e r, aus ihnen stammen die Wiener der Zeit. Symbolhaft und zugleich in seiner Tatsächlichkeit über den Wert des Symbols hinausgehend, haben wir hier die Kernstruktur der Wiener Volkszusammensetzung vor uns. Die niederösterreichische Grundschicht, die einmal Haydn, einmal Hamerling und manchen anderen bringt; der eingewanderte Alpen-Deutsche, der je nachdem Stranitzky, Mozart, Gauner oder anders heißt und der besonders aus dem östlichen Teil der österreichischen Alpen stammt; die Einwanderung aus dem Reich, die man Beethoven- oder Metternich-Einwanderung heißen möchte, und zuletzt die wohl jüngste, trotzdem oder auch gerade deshalb für Wien unendlich wichtig gewordene Sudeten-Einwanderung, gleichgültig, ob mit ihr Deutsche oder Slawen kamen. Bei den drei erstgenannten großen Tonschöpfern fällt übrigens auf: sie wurden jeder persönlich etwas. Nur der vierte, der Schlesier Schubert mußte eine Generation lang warten — nicht der eingewanderte Vater Schubert, sondern erst der Sohn wurde etwas. Er war nicht der letzte aus dieser Wanderung, der warten mußte, dessen Sippe erst in Wien Wurzel fassen mußte, um Früchte zu zeitigen.

In dieses Herkunftsschema ordnen sich nun die früher genannten führenden Geister Wiens mühelos ein und der gemeine Mann, der in dieser Zeit nach Wien kam, hatte dieselben Herkunftsgebiete wie die großen Symbolträger. Von den vier Teilen verlor nur einer an Bedeutung — die Welle aus dem Reich drang nicht mehr nach dem Südosten, nicht mehr bis zur alten Reichshauptstadt, als Österreich selbständiges Kaiserreich wurde und die Absperrung, die immer in gewissem Sinn bestanden hatte, jetzt bis zur undurchdringlichen Mauer wurde. Die Anziehungskraft der Kaiserstadt galt von da an nur mehr innerhalb des österreichischen Kaisertums. Im Bewußtsein des Wiener Volkes scheinen sich diese Einwanderungsverhältnisse schon frühzeitig gespiegelt zu haben. Ein volkstümliches Flugblattlied „Menscher, legts Stieffel an“ um 1780 beklagt nämlich die Hintansetzung der „Wienerischen Mädels“ durch die Zuwanderer und zeternt:

„Schwäbische Menscher, was macht ihr allhier?  
Kommt an wegen ein Mann,  
Schert euch nach Haus!“

„Bairische Menscher könnt auch schon ausbleiben,  
Haben euch noch niemal kein Botten geschickt.“

„Böhmisch und Schlesiſche Döcker einfinden,  
Sieh an o Wienerin, das Tammer und Kreuz.  
Aus Mähren fallens ein als wie die Bienen.“

„Die in der Steyermark den Sterz verſalzen,  
Reiſen den geraden Weg der Wienerſtadt zu.“<sup>1)</sup>

Wieder ſind es dieſelben Herkunftsgebiete, die hier aufgezählt werden; bis zu einem gewiſſen Grade ſcheint man vor dem ungeheuren Anwachen der Zuwanderermengen alſo dieſes Einſtrömen noch genauer beobachtet zu haben.

Ein jäher Sprung über ſoziale Abgründe zeigt uns übrigens, daß unſere Beobachtungen an Wiens führenden Köpfen durchaus auf dem Boden der Tatſachen bleiben. Man hat ſich nur auf einem Gebiet die Mühe genommen, in ungefähr eben dieſer Zeit die Einwanderungsgebiete einer Volkſchichte feſtzuſtellen: nämlich der geſellſchaftlich abwegigen Zuzügler. Karl Fröhlich<sup>2)</sup> hat 1851 zahlenmäßig belegt genau dieſelben Herkunftsgebiete für ſie wie wir für die Ausleſe feſtgeſtellt: nach Dritteln gerechnet ſtammen ſie damals aus Wiens Umgebung, aus Böhmen und Mähren und aus den Alpenländern. Außerdem erwähnt aber Fröhlich noch einen Teil, der aus dem Reich, beſonders aus Bayern ſtammte. Für die Arbeiter, die damals noch zu den unterſten Klaffen gezählt wurden, behauptet Fröhlich ganz ähnliche Herkunftsverhältniſſe.

Wir haben aus dem Jahr 1840 die ſachliche Darſtellung der Wiener Bevölkerungsverhältniſſe durch Matthias Koch<sup>3)</sup>, der von einer eigentlichen Einwanderung noch nichts weiß. Er ſteht auch tatſächlich ſo ſehr am Anfang der Periode der Großſtadtwerdung, daß er die Dinge noch nicht erkennen konnte. Er ſchildert dagegen ganz ähnlich wie die Wiener Schriftſteller der Aufklärung, was ſich damals an ſtadtfremden Leuten in Wien bewegte, und zeigt dabei jene Schichten auf, die zum Teil die Keimzellen der ſpäteren Einwanderung werden ſollten. Dazu gehört vor allem der „Böhmische Leichgräber“, der als Tagelöhner kommt und — als Saisonarbeiter — im Winter in ſein Dorf zurückkehrt. Es iſt nicht immer ſo geblieben. Eher war es ja ſo beim „Slowakiſchen Kaſtelbinder und Kinderspielzeugverkäufer“, der tatſächlich meiſt wieder zurückkehrte. Er ſpielte in der Wiener Literatur eine gewiſſe Rolle, nicht aber bei der Einwanderung. Alle Kochſchen Beobachtungen mögen für ſeine Zeit geſtimmt haben. Unbemerkt zogen jedoch ſchon

1) Rudolf Wolfan, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Wien 1924, Bb. I/2, S. 158 ff.

2) Fröhlich, Die gefährlichen Klaffen Wiens, S. 39.

3) Koch, Wien und die Wiener, S. 334.

kurze Zeit später die großen Bauten und die Industrialisierung die Einwanderer gerade aus den alten Gebieten in größter Zahl nach Wien, und nun, infolge der ständigen Beschäftigungsmöglichkeiten, gingen sie nicht mehr zurück. Von denen aber, von welchen Nicolai 1781 schrieb: „Es ist unglaublich, wie viel fremde Menschen vom gemeinen Volke nur aus dem Reiche durch schwäbische und bairische Schiffe wöchentlich dahingebracht werden“<sup>1)</sup> ist in dieser Zeit kaum mehr etwas zu bemerken. Sie hatten freilich für die Verknüpfung Wiens mit Süddeutschland wesentliche Dienste schon geleistet. Für weite und vielfach einflußreiche Kreise der bürgerlichen Wiener Gesellschaft war noch der zu guten Teilen protestantische Einwandererstrom aus dem Reich im 19. Jahrhundert bedeutsam, der besonders in der Gründerzeit unter anderem viele jener Künstler mit sich brachte (Ferstel, Hansen, Friedrich von Schmidt), welche den „Ringstraßenstil“ von „Neuwien“ bestimmt haben, der einen der markantesten Einschnitte in Wiens Baugeschichte bedeutet und den Bruch mit den älteren Wiener städtebaulichen Traditionen bis heute nicht verkennen läßt<sup>2)</sup>. — Es ist ungemein bezeichnend, daß der Zustrom aus den Sudetenländern seinen wichtigsten Niederschlag in den volksnächsten Künsten fand — bei den Humoristen aller Art. Um 1850 ungefähr setzt in Wien der „Böhm“-Humor ein, und Nestroy konnte damals sein Bonmot prägen „So jung und schon a Böhm!“. Damals entstand auch die „Böhm“-Szene des Volksängers Karl Kampf, in der Kampf das Lied „Wanns Mailüsterl wahr“ in „böhmischer“ Aussprache sang. Er sang die Szene jahrzehntelang, und sie blieb aktuell<sup>3)</sup>.

Der Einwanderungs- und Einschmelzungsprozeß vollzog sich bis zum Weltkrieg unaufhörlich, und ist heute noch nicht abgeschlossen, obgleich die Abspernung gegen die wichtigsten Zuwanderungsgebiete, vor allem gegen die Tschechoslowakei, durch die Grenzziehung von 1919 und die völlig veränderte Stellung Wiens von einer Einwanderung im alten Sinn nicht mehr sprechen läßt. Dagegen sind die letzten Einwandererwellen noch einzuwintern, und sie sind noch bedeutend genug. Ergab doch die Volkszählung von 1934, daß ein Viertel der Wiener Bevölkerung noch im Ausland geboren war, der größere Teil davon auf dem Boden der Tschechoslowakei. — Der Prozeß der Einwienerung blieb nicht unbeachtet. Gerade Zuwanderer selbst sahen die Tatsache ziemlich genau und wußten sie einzuschätzen. So meinte der Schlesier Friedrich Uhl<sup>4)</sup>: „Die Fremden waren nicht Deutsche geworden,

1) Nicolai, Neudruck S. 171.

2) Eine Zusammenstellung dieser Familien seit dem Vormärz bietet Hans Jaquemar, Der Anteil der Protestanten an dem Kulturleben Wiens (Der evangelische Heimbote, Wien 1934).

3) Josef Koller, Das Wiener Volksängertum. Wien 1928. (Nach Schlögl!)

4) Uhl, Aus meinem Leben, S. 82.

aber in gewissem Sinne wienerisch" — was vielleicht für eine künftige Volksforschung, welche den Wert der „Muttersprache“ unter Umständen anders als die Gegenwart einschätzen wird, beachtlich bleiben kann. Wenn wir aber oben sagten, daß die Angleichung nach dem Carpenterschen Gesetz sehr weitgehend jederzeit vollzogen wurde, so muß doch einschränkend auch der Tatsachen gedacht werden, welche die fremdvölkische Einwanderung von der eigensvölklichen wenn auch fremdstämmlichen, zu unterscheiden scheint. Der Einschmelzungsprozeß wird durch die Zugehörigkeit zu einem fremden Volk, auch wenn es sich um unliterarische Menschen handelt, schon durch die Fremdsprachigkeit bedeutend erschwert. Wenn es sich nun gar um derartige Volksmengen handelt, wie in diesem Fall bei den Tschechen und Mähmern, so ist es begreiflich, daß Wien den Zustrom nicht so bald bewältigen konnte. Es stand vermutlich 1914 auch an der Grenze der Leistungsfähigkeit. Die neue Staatsgrenze erst hat die Einschmelzungsfortsetzung ermöglicht. Als wesentliches Moment kommt jedenfalls hinzu, daß ein Teil der eingewanderten Slawen auch bereits von den nationalen slawischen Strömungen ergriffen worden war, welche die Romantik einst geweckt hatte. Daher drangen führende Tschechen in Wien auf Errichtung von tschechischen Schulen, erlangten sie und noch weitere Einrichtungen, durch die Bank also Unternehmungen, welche den unterschichtlichen Einschmelzungsprozeß verhindern sollten und sicher auch verlangsamt. Die Mächtigkeit der Schichte geht schon aus der Tatsache hervor, daß der einheimische Wiener in bekannter Selbstverspottung meinte, ein richtiger Wiener müsse tschechisch können. In dieser Zeit gingen denn auch sehr viele slawische Wörter in den Wiener Wortschatz ein. Heute ist diese Erscheinung mit allen Folgen, wie gesagt, bereits wieder im Rückgang begriffen, und bei Konstanz der heutigen Verhältnisse ist wohl die Einwienerung der noch nicht verschmolzenen Bevölkerungselemente in verhältnismäßig kurzer Zeit anzunehmen. Vermutlich wird auch der doch erhöhte Zustrom aus dem Reich und den Alpenländern etwas dazu beitragen.

Hier muß der Wiener *S u d e n* (bis 1938) gedacht werden. Bei ihrer unverhältnismäßig großen Zahl, allein der Konfession nach etwa eine Viertelmillion, nahmen sie selbstverständlich im Großstadtleben eine charakteristische Stellung ein. Die Lebensweise der orthodoxen Juden drückte mitunter dem Stadtbild seinen Stempel auf, wenn an jüdischen Feiertagen in manchen Bezirken befremdend viele Geschäfte geschlossen waren. In den zahlreichen Judensierteln, besonders in großen Teilen der Leopoldstadt, machten sich auch rein jüdische Geschäfte, besonders koschere Fleischer, bemerkbar. Dort spielte das orthodoxe Judentum auch im Straßenbild eine Rolle, da typische Ostjuden in Kaftan, schwarzem Hut und mit Schläfenröllchen in größerer Menge

zu sehen waren. Diese Elemente gehörten zumeist der erst seit 1914 vorhandenen Schichte der Ostjuden an, welche nach der Besetzung Galiziens nach Wien kamen. Das ältere eingebürgerte Judentum hatte mit der jüdischen Orthodogie nicht viel zu tun, war vielfach glaubenslos und pochte auf Wien als Heimat. Diese Schichten spielten im Wiener gesellschaftlichen Leben bereits seit hundert Jahren eine bedeutende Rolle und hatten ihre Hauptstellung seit der erhöhten Gleichberechtigung von 1867 und durch mannigfache Einheiraten in die Wiener Gesellschaft erlangt. Zum bodenständigen Volkstum Wiens standen sie dagegen nur in geringen Beziehungen, im Gegensatz zu ihrer beträchtlichen Geltung in der Presse, in der Literatur und in der Operette. Erwähnt sei, daß große jüdische Häuser schon im Vormärz bei der Ausbildung mancher Bräuche eine bezeichnende Rolle gespielt haben, so bei der Einbürgerung des Weihnachtsbaumes. Wenn sie auch nicht die wirklich Einbürgernden waren, so trugen sie doch viel bei. Dies ist nun nicht als bewußte Aufnahme, sondern als ihre rege Anteilnahme an modisch neuen Dingen zu werten, der es auch entspricht, daß diese Kreise wieder unter den ersten waren, welche die neuen Stellvertreter des Weihnachtsbaumes, nämlich Mistelgehänge und Adventkranz, verwendeten. Ein ganz anderer Zugang vom Judentum zum Großstadtvolk führt über die dunklen Wege der Unterwelt. Besonders halbjüdisches und rotwelsches Sprachgut verbreitete sich von hier aus gelegentlich. Zwischen modischen durch die Presse verbreiteten Ausdrücken und den Wendungen der Kaschemmensprache klappt in dieser Hinsicht keine allzu große Lücke.

Das Großstadtvolk ist aber nicht nur nach seinen volklichen Herkunftselementen aufzulösen. Es besitzt vielmehr eine *i n n e r e S c h i c h t u n g*, die zu der gesellschaftlichen Ordnung in gewissen Beziehungen steht, ohne daß man leicht hin von einer Klassenteilung oder auch von einer ständischen Gliederung vorerst sprechen dürfte. Auf die breiten Schichten des Proletariats wie des Bürgertums wurde vorher schon hingewiesen. Das Proletariat kann dabei meist als stadtlünger, das heißt spät eingewandert, das Kleinbürgertum als stadttälter bezeichnet werden. Die Familien der kleinen Kaufleute, Handwerker und Gewerbetreibenden fühlen sich als der Kern der sesshaften Bevölkerung und sind es auch in gewissem Maß. Für die volkskundliche Schichtung sagt dies noch nicht allzu viel. Bekanntlich können sozial weit auseinanderliegende Schichten, so der Adel und das Bauerntum, miteinander im Sinne gleichgerichteter Anschauungen eher innerlich übereinstimmen als sozial nahe Schichten, wie etwa der verarmte Mittelstand, der einer intellektuellen, individualistischen Schichte angehört, und das materiell ganz ähnlich gestellte Kleinbürgertum, das einen durchaus andersartigen Lebensstil sein eigen nennt.

Der „Proletarier“, vom untersten Hilfsarbeiter bis zum qualifizierten Fabrikarbeiter, stand all diesen Schichten ziemlich gleich fern. Für die Großstadtvolkskunde sind diese Probleme von derselben Wichtigkeit wie für die allgemeine Volkskunde. Bei dem noch zu besprechenden stark passiven Wesen des Städters ist allerdings das Verhalten des Hofes und des Adels von Wichtigkeit, selbst wenn beide seinerzeit nicht so volkstümlich gewesen wären, wie es in Wien der Fall war.

Eine dritte Möglichkeit der Aufgliederung des Großstadtvolkcs ist die landschaftlich-geographische Art. Auf dem beschränkten Raum einer Stadt scheint doch dies seit jeher eine gewisse Rolle zu spielen. Zunächst für die Gesamtstadt: Wien ist WeinStadt von alters her, und auf ihren Wein waren die Wiener stets sehr achtSam. Wenn es in der Handschste Herzog Albrechts I. vom 11. Februar 1295 heißt, „daß der Stadt Ehre und Nutzen allermeisten in den Weingärten liegt“<sup>1)</sup>, so bleibt dies jahrhundertlang von allergrößter Bedeutung. Die Einfuhr ungarischer und italienischer Weine wurde immer wieder verboten; durch Verwüstung der Weingärten konnte man die mittelalterlichen Wiener am ehesten zu raschen Friedensschlüssen zwingen; der Kampf gegen die Türken war stets auch ein Rachekampf um die verwüsteten Weinberge. Welche Rolle der Wein, die Weinfreudigkeit und alles drum herum in der Wienerischen Literatur einst und jetzt, seit der „Wiener Meerfahrt“ bis zur neuesten Operette, zum letzten Wiener Lied spielt, ist wohlbekannt. Wiesiel davon mit der Lebensart des Wieners wirklich zusammenhängt, soll im Schlußabschnitt noch gezeigt werden. Für die innere Gliederung Wiens sind diese Dinge wichtig, da ein Teil der Bevölkerung stets mit den Weinbergen im Westen der Stadt verbunden war, wo eine alte sesshafte Weinbauernbevölkerung seit langem integrierend zum Wiener Volk dazugehört. Hier handelt es sich auch um eine brauchtumstragende Schichte, welche das Interesse am Wiener Volkstum zunächst wachgerufen hat, obgleich es sich hier um bäuerliches Brauchtum, um Restbestände handelt<sup>2)</sup>. Das östliche Gegenstück zu den Weinbauern im Westen bilden die „Gartner“, die Gemüsebauern im Osten der Stadt. Sie sind gleichfalls halb-bäuerliche Großstädter, aber nicht von der Art der traditionsfreundigen Weinbauern, sondern mehr zweckhaft denkende Kolonisten, ähnlich den ostdeutschen Siedlern. Großstadtmenschen, welche zu diesen halb-bäuerlichen Bewohnern des Großstadtrandes in enger Beziehung stehen, sind und waren besonders die Fuhrleute, Kutscher, Marktleute, die einst berühmten

1) Koch, Wien und die Wiener, S. 10.

2) Vgl. auch Anton Böhm, Die Weincultur im alten Wien. (Österreichisches Jahrbuch, hg. Frhr. von Helfert, 1896, Bd. 20, S. 271 ff.)

Fiafer, die nicht mehr vorhandenen Wäschermädeln und ähnliche Wiener Typen.

In keinem rechten Anschluß an diese Elemente steht der stadtfunge, auch nicht mehr halbbäuerliche Fabriksarbeiter. Auch bei ihm ist eine gewisse Ortsgebundenheit festzustellen. Der Süden und Südosten der Stadt ist seit langem sein Territorium, der einstweilen noch sehr gemischte Norden und Nordosten, besonders nördlich der Donau, gehört zum Großteil auch ihm an. Gewisse Bezirke sind ja sprichwörtlich für seine Siedlung, der zehnte Bezirk, der in das unbefiedelte Gelände des Wienerberges und damit in eine Zwischenzone zwischen Stadt und Land verläuft, die dem untersten Großstadtsolk eingeräumt erscheint; der einundzwanzigste Bezirk, der als ganz junge Siedlung doch Besitz des Fabriksarbeiters ist. Der Westen ist auffallend bürgerlich. Ob es sich um die dicht besiedelten Bezirke des Ringes der inneren Vorstädte handelt oder um den Villengürtel in Hiesing und Döbling, es erscheint doch immer wieder dieselbe Besiedlerschichte. Für den Westen war früher mehr das Zwischenstadium der halbbäuerlichen Kreise charakteristisch, aus dem Wien heute noch Stimmung und Beliebtheit, wenn auch nur im Abglanz der wienerischen Kunst bezieht, obwohl von den Originalen fast alles längst dahin und unzeitgemäß ist. Die Erscheinungen von Fiafer, Wäschermädel, Volksänger aus den Zeiten der Geburtswehen der Großstadt Wien, die nicht mit dem Erbe zu verwechseln sind, gehören nur mehr fälschlich zum Bild Wiens. Ihre Stellung muß später noch behandelt werden. Festzuhalten sind diese Dinge, auch wenn sie schon der Vergangenheit angehören, nur für die Möglichkeiten der Volksgliederung in der Großstadt.

## Das Erbe.

Keiner der heutigen Wiener ist ohne Erbe gekommen. Bei keinem ist nicht etwas davon verloren gegangen, manches vielleicht dazugekommen. Je nach seiner Herkunft müßte jeder sein Erbe in irgendeiner Form haben, müßte das Großstadtvolk in seiner Gänze eine Summe von volksmäßigem Erbgut sein eigen nennen. In der That, das Erbe der einzelnen läßt sich verfolgen, die Summe läßt sich ziehen und übersummatio darüber hinaus noch ein Geist des Gesamterbes feststellen. Doch so wie die Stammeseigentümlichkeit des einzelnen Zuwanderers verblaßt erscheint und an den Charakter der Gesamtheit nur vielleicht als Farbton abgegeben, verfloß auch das Erbe des einzelnen im Gesamtgeist der neuen Stadtheimat. Ihr Gesamterbe sieht denn auch vieldeutiger aus: nicht aus den leuchtenden Farben des Brauchtums der einzelnen Stämme zusammengesetzt, sondern ein mehr neutrales Gebilde mit indes noch erkennbaren Zügen, die zur Einordnung nach Wesen und Herkunft berechtigen.

Der zugewanderte Bauer blieb in der Stadt kein Bauer, und sein bäuerliches Erbe schwand dahin wie sein Stand. Was blieb, wollen wir, wenn es als ein stetiges Gut zu erkennen ist, aufzeigen, ebenso wie jenes, das vom alten Städter blieb. Bauernerbe und Stadterbe, — beide sind im Großstadterbe nur so weit zu berücksichtigen, als sie stetig sind, so wie alle Volksgüter nur dann Gegenstand der Volkskunde sein können, wenn sie ein gewisses Stetigkeitsprinzip in sich tragen. Ob es dieselbe Stetigkeit wie beim dörflichen Gut sein muß, wird sich beim Neuwuchs der Großstadt erst zeigen.

Mit dem Hinweis auf *B a u e r n g u t* und *S t a d t g u t* haben wir bereits die wichtigsten Komponenten des Erbes dargetan. Beide Erbgüter wird man immer wieder danach untersuchen müssen, ob sie sich im volkskundlichen Sinn noch weiter aufgliedern lassen, was dem deutschen Volkstum, was der österreichischen Art zugehören mag. Der Herkunft nachforschend, wird man nach bairischen oder anderen Elementen fragen und beim Stadtgut stets danach sehen, wie es damit bei anderen Städten stehe, auch bei außerdeutschen, da Wien mit manchen in alten Beziehungen steht. Dabei kommt also die gesamte volkskundliche Thematik bereits zum Vorschein. Die Systematik

der Volkskunden landschaftlicher Art wird man freilich hier wie bei jeder Großstadtvolkskunde nicht zu streng handhaben müssen, da viele Themen hier nicht diese Rolle spielen wie auf dem Dorf, andere wieder stärker hervortreten müssen, auch wenn wir noch vom Großstadtwuchs absehen.

## Die Stadtheimat in ihrer Aufgliederung.

### Siedlung und Wohnung.

Im Gegensatz zu der großen Rolle der Sachvolkskunde in der bäuerlichen Kultur kann in der Stadt und in der Großstadt davon nur wenig berührt werden, da zumindest heute der Stoff noch nicht durchdringungsfähig ist.

Das großstädtische Siedlungs- und Wohnwesen hat sicherlich in jedem Zeitabschnitt Merkmale der Besonderung, welche jeder Stadt ihr Antlitz verleihen und welche mit dem Geist der Bewohner aufs innigste zusammenhängen. Diese Größen jedoch heute schon volkswundlich erfassen zu wollen, dürfte kaum gelingen. Das historische Werden der Verbauung Wiens ist von so vielen Faktoren abhängig gewesen, daß die Herausarbeitung der volkgebundenen Linie einstweilen nicht möglich ist. Aus Einzelheiten läßt sich hier vielleicht mehr ablesen als aus der Gesamtansicht.

Wien dehnt sich aus dem alten *Stadtmitelpunkt* fast scheibenförmig nach allen Richtungen aus. Der Kern, die Innere Stadt, steht auf dem Boden der römischen und der mittelalterlichen Siedlung und ist in ihrer Enge das Regierungs- und Geschäftsviertel, um das das Stadtleben ständig kreist. Das überindividuelle Erbe besteht hier außer in dem Festhalten an einem ziemlich großen Bestand von alten Bürgerhäusern des 16. bis 18. Jahrhunderts, etwa den typischen Renaissancehäusern mit ihren Arkadengängen in der Bäckerstraße und am Fleischmarkt, in der Beibehaltung des Bildes der Gassen und Straßen, der Beibehaltung jener Eigentümlichkeiten, welche den Reisenden des 18. Jahrhunderts ständig auffielen, wie zum Beispiel des argen Mangels an Plätzen. Der Ring der alten Vorstädte ist gleichfalls von ziemlich hohem Alter und unterscheidet sich in seinem Wachstum nicht besonders in sich, wenn wir von dem bereits besprochenen Vorwiegen von Arbeitern in den einen, von Geschäftsleuten und Beamten in den anderen Bezirken absehen. Eine verhältnismäßig geringe Gliederung, geringe künstlerische Durchdachtheit hängt aber schon hier mit dem Geist der Zeit des *Großstadtausbau*s zusammen, der sich in den äußeren Vorstädten (den Bezirken 11 bis 21) in den schlechtesten Formen äußert und erst in der Zeit nach dem

Weltkrieg durch die Bauten der Gemeinde streckenweise gemildert wurde. Diese Erscheinungen verdienen wenigstens die beiläufige Beachtung von volkshundlicher Seite, da hier doch der Mensch als Schöpfer und als Geschöpf stets zugleich zu betrachten ist, und die gewordene Umwelt von einem nicht geringzuschätzenden Einfluß auf ihn ist, wie er sie denn auch wieder selbst geschaffen hat. So ist der Städtebau vielleicht nicht gerade Emanation des Städters, aber doch nahe daran.

Weit stärker als beim festgefügtten Bild der geschlossenen Siedlung macht sich dies am Stadtrand bemerkbar. Ob es sich nun um die Altsiedlungen dörflicher Art im Osten und Westen handelt oder um die Neusiedlungen auf ausgesparten Flecken der Großstadterde, es sind durchwegs charakteristische Dinge, die erst beim Vergleich von Städtebildern untereinander auffallen. Bei den Altsiedlungen ist das Gepräge der Hausformen zunächst das auffälligste: der fränkisch-mitteldeutsche Typus des Weinbauernhauses wie die entsprechenden Formen der Gemüsegärtnerhäuser in Erdberg und Simmering mit ihren charakteristischen Streckhöfen, mit Siebelseitigkeit und Straßenfront wechseln hier nicht anders als in den ostniederösterreichischen Dörfern. Der Zinshausbau hat diese Siedlungsform vielfach überrannt, so daß ganze Straßen solcher Dorfhäuser in neueren Vierteln noch stehen, aber infolge der Verbauung ihrer Gartengründe ihrem Zweck entzogen wurden. Die Gemüsegärtner von heute sind noch weiter nach dem Osten gezogen und haben in den alten Formen unschöne Neubauten errichtet, deren Siedlungs- und Haustypus nicht mehr als solcher zu erkennen ist. Vielfach sind diese Gebäude aus der Wirtschaftsform erwachsen<sup>1</sup>). Die planmäßige Siedlung (Stadtrand-siedlung, Siedlungen der ersten Nachkriegszeit und Eigenheime) gestalten den Großstadtrand wieder in einer anderen Weise, da sie mit der Bodenwirtschaft nicht zusammenhängen, sondern die proletarische und beamtliche Form des adelig-bürgerlichen Landhauses darstellen, wie es seit dem Vormärz im Westen der Stadt, dicht in der Nähe der kaiserlichen Besitzungen, geschaffen wurde. Dort überwiegt das stets etwas schloßchenartige Landhaus in allen Stilarten vom Biedermeier bis zur Sezession, in mittelgroße Gartenanlagen gestellt und durch ein halbes Jahrhundert und länger als Siedlungsform der Oberschicht betrachtet und gehalten.

Hugo Haßfinger hat zur Erschließung des raschlebigen Siedlungsorganismus der Großstadt Wien eine kunstgeographische Methode an-

<sup>1</sup>) Vgl. Karoline Löffler-Lafar, Zur Geschichte der Gärtnerei (Die Landstraße in alter und neuer Zeit. Ein Heimatbuch. Wien 1921, S. 195 ff.).

gewendet, welche in erster Linie eine Verdeutlichung des Altbestandes durch historische Hanstypenkarten durchführt. Außer der Bestandaufnahme erwachsen aus seinen Karten und deren Lesung vor allem Erkenntnisse in bezug auf die Wachstumsverhältnisse, welche wir statt der oft getadelten Regellosigkeit anzusetzen haben. Es sind die der Großstadt eigentümlichen Verkehrsverhältnisse, es sind die Kräfte alter Grenzen wie der Linienwälle und anderes, was das Stadtbild formen hilft. Erwähnenswert scheint hier besonders, was über das Topographische im Volksmäßigen hinausgreift, nämlich nicht das Vorhandensein, sondern das Bewußtsein von Gliederungen in der einheitlich scheinenden Großstadt. Einzelne Bezirke werden dabei immer wieder hervorgehoben, oft manche zueinander in Beziehung gesetzt. So ist der 10. Bezirk der „zehnte Hieb“, wodurch Wesen und Sprache des Arbeiterbezirkes angedeutet wird. Häufig wird von „entere Gründ“ gesprochen, wobei deren Lokalisation durchaus nicht feststeht. Es sind jeweils die Gefilde der „harben Zähnt“ gemeint. Ursprünglich scheint es sich um Lichtental und den Thurygrund besonders gehandelt zu haben, also die Wäschermädel- und Fiakerbezirke. Herausgehoben sind manche Bezirke wie Ottakring (heiter als „Udakling“ gesprochen) und Hernals (ebenso als „St. Hernäus“ bezeichnet) oder aber Bezirksteile, besonders Erdberg als altberühmter Teil des 3. Bezirkes, oder die „Krim“, die Umgebung des Kriminalgefängnisses, und die „Kreta-Insel“ im 19. Bezirk. Stark herausgehoben erscheint selbstverständlich die Leopoldstadt als eigentliches Judentempel. Offenbar wechseln auch diese Merkmale; Lichtental und Thurygrund haben heute kaum mehr etwas von ihrem alten Ruhm, ebenso wenig Schottenfeld, der ehemalige „Brillantengrund“, so wegen der reichen kleinen Fabrikanten in der Mitte des 19. Jahrhunderts genannt und heute längst ein farbloser Bezirksteil<sup>1)</sup>. Die einprägsamen Benennungen stammen hier wie öfter zu gutem Teil aus dem Volksängertum.

Über das *Wohnwesen* als wienerische Besonderung zu sprechen ist in volkskundlichem Sinn wohl noch nicht möglich. Es handelt sich um Fragen, die nicht einmal im bäuerlichen Bereich noch geklärt sind. Hier, wo man ständig von „gesunkenen“ Kulturgütern sprechen müßte, ist dies erst recht nicht zugänglich, will man nicht der Großstadtvölkunde den Boden unter den Füßen wegziehen. Fragen der Wohnkultur gehören zur Volkskunde, ihre Einordnung jedoch erscheint noch unsicher. Mit dem *Arbeitswesen* und dem damit verbundenen *Sachgut* steht es ähnlich. Spezifische Wiener Gewerbe und deren Gerät und Arbeitsweise lassen sich vielleicht einmal bei einer genauen Sichtung des Großstadtwuchses auf ihre Zugehörigkeit überprüfen.

1) Vgl. Emil Ertl, Lebensfrühling. Leipzig 1932, S. 22 ff.

## Tracht und Schmuck.

Ein wenig anders steht es mit Tracht und Kleidung. Hier gilt es ähnlich wie bei der Siedlung vorzugehen und nun nicht etwa Kleidungsstücke aus dem Vormärz als Wiener Trachten auszugeben, sondern der Frage nachzugehen, ob es eine *Kleidungsform* gibt oder Reste von überindividuellen Formen sich als charakteristische Dinge und Sitten erhalten haben, und bei der Betrachtung des Neuwuchses, ob an diesem ähnliche Dinge auffallen. Aus dem bäuerlichen und städtischen Erbe haben sich nun zweifellos wenigstens in der Zeit der Großstadtwerdung gewisse Dinge erhalten. Am Stadtrand und bei den mit ihm in Verbindung stehenden Menschen fallen einige offensichtlich langlebige Elemente auf, so die grüne Samtweste der Pflasterer. Daß Festkleidung und Arbeitstracht verschieden sind, ist eigentlich selbstverständlich, fällt bei dieser Schichte jedoch am meisten auf, da in der Alltagskleidung die *Restformen* vorhanden sind, während der Sonntag den fertigen neuen Anzug bringt. Zu den Resten gehört das schon sehr stark zurücktretende Kopftuch der Frauen, das bei alten Frauen noch unterm Kinn gebunden wird, sonst häufig im Nacken. Auch das „Umhängtuch“, außerhalb von jeder Shawlmode, wird in jenen Kreisen — meist gestrickt — häufig getragen. Bei derselben Schichte, besonders bei den „Gartnern“ und bei Rutschern fällt der Hut auf, der ein gewöhnlicher städtischer Hut ist, aber im Gegensatz zur normalen Formgebung nie eingebekkt wird. Eine große Anzahl von Restformen ist bereits geschwunden. Aus den ersten Jahrzehnten haben wir jedoch noch Bilder und Berichte genug, welche von jener eigentümlichen Zwischenschichte Zeugnis ablegen, die mit den Typen Wäschermädel und Fiaker zu charakterisieren sind. Besonders die Wäschermädchen trugen stark bäuerlich anmutende Trachten, die Fiaker eine geradezu *städtische Kleidung*, die durch Jahrzehnte gleich blieb und heute zur Gänze verschwunden ist. Wir werden auf diese Dinge noch zurückkommen. Zur Sondertracht ist auch eine typische *Berufskleidung* wie die schon stark verschwindende Wirtskappe zu zählen. Daß die Zimmermaler bei der Arbeit eine ähnliche Mütze aus Papier tragen, sei nur erwähnt.

Die Beibehaltung von trachtlichen Elementen älterer Art ist teilweise auch deshalb schwer erkennbar, weil *Strasengewandung* und *Hauskleid* nicht übereinstimmen. Nicht nur daß man sich zuhause bedeutend einfacher kleidet, es spielen bei der häuslichen Gewandung sicherlich auch Reste älterer Kleidungsgewohnheiten mit. Daß Hemdkragen und Krawatte regelmäßig abgelegt werden, ist nicht nur eine Bequemlichkeit, sondern zeigt diese Gewandelemente auch als nur äußerlich hinzutretende Gewohnungen an die

städtische Straßenkleidung. Ebenso trägt man zuhause weit häufiger einen „Tanter“, meist eine Wollweste, als den Rock der Straßenkleidung. Bezeichnend für diese Gewohnheiten ist besonders das Tragen von Schürzen oder Fürtüchern („Füeter“) durch Männer. Beruflich außer Haus werden „Füeter“ von Fuhrleuten, Heurigenkellnern, Kellerarbeitern besonders getragen, abgesehen von den grünen Schürzen der Hausknechte, den weißen der Fleischhauer, die auch einen charakteristischen weißen Tanter tragen. Es kommt aber außerdem noch vor, daß Männer ohne jede berufliche Veranlassung zuhause derartige „Füeter“ tragen. Es handelt sich hier freilich meist um Menschen, die erst in der ersten oder zweiten Generation in der Stadt leben und daher die Gewohnheit von ihrem Bauerntum mitbringen, wo sie ja in der Umgebung Wiens üblich ist.

In die Umgebung der Tracht gehört der *Schmuck*. Hier kann die Großstadt vielleicht später noch mehr Material stellen, als man heute denkt, da das Kapitel Schmuck nie sehr gut behandelt wurde. In Wien fallen oder fielen zumindest sehr stark die *Männerringe* auf — „Schräufel“ —, die lange Zeit in proletarischen Kreisen gern getragen wurden<sup>1</sup>). Woher sie kamen und womit sie in Verbindung zu bringen sind, ist nicht bekannt. Möglicherweise verdanken sie ihre Einbürgerung den Kreisen der Donauschiffer, die ja nicht recht dem Großstadtvolk zuzurechnen sind, aber mit gewissen Schichten in Verbindung stehen. Jedenfalls war die Sitte im Vormärz auch in der „Gesellschaft“ sehr geläufig; so trug bekanntlich auch Grillparzer bis zu seinem Tode ein derartiges „Flinserl“ im linken Ohrfläppchen, wobei man sich damals, was wesentlich erscheint, auch noch durchaus der magischen Bedeutung dieses Schmuckstückes bewußt war, welche der Abwehr von Augenschmerzen gilt<sup>2</sup>). Heute sind von der Sitte kaum mehr Reste erhalten, wie auch das Tragen von Ohrringen bei den Frauen, und zwar in den sozial niederen Schichten, sehr stark zurückgegangen ist, während im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts so ziemlich jedes Mädchen Ohrringe trug. Hierher gehört auch noch die *Tätowierung* als Körperschmuck, die in denselben Kreisen verbreitet ist, die früher die Ohrringe trugen. Geübt wird sie vor allem bei den Donauschiffern und bei den Soldaten. Der Weltkrieg hat der Sitte streckenweise offenbar zu einer Neublüte verholfen, die jedoch nicht sehr andauernd war.

1) Schlögl, Wiener Blut, S. 250.

2) Vgl. vor allem die Bildzeugnisse in „Grillparzer im Bilde“: S. 1 rechts, 2 links, 12 rechts, 16 links, 19 rechts, 31 rechts. Dazu weiter Eduard Castle, Von Grillparzers Bildnissen (Österreichische Rundschau, 3. 1937, S. 2, S. 66). Zeitgenossen Grillparzers erwähnen den Schmuck öfter, so Bauernfeld (Grillparzers Gespräche, hg. August Sauer, Bd. I, S. 274) und G. Breuning, der 1884 erzählt, Katharina Fröhlich habe ihm gesagt, ein Mädchen habe Grillparzer erst gefragt, ob er einen solchen Ring tragen würde und ihm dann mit seiner Einwilligung das Fläppchen. (Grillparzers Gespräche, hg. Sauer, I., S. 373.)

Die Zahl der tätowierten Männer scheint nicht sehr groß zu sein. Die Motive sind die immer wiederkehrenden: Symbole wie Anker, Herz, Gestalten, besonders Frauen, Wappen, mitunter Sprüche. Hier haben wir übrigens eine Erscheinung vor uns, die man kaum zum häuerlichen Erbe wird zählen können, und die doch ein Erbe und keine Großstadtneubildung vorstellt. Es geht hier wie in manchen anderen Dingen auch ein abseitiger Strom aus dem Grenzbezirk zwischen seßhaft-bürgerlichen Menschen und Leuten der Landstraße und der ausgesprochenen Unterschicht durch die große Stadt.

### Die „Wiener Küche“.

Ein ganz eigenes Kapitel stellt die Nahrung dar. So gern sie in den landschaftlichen Volkskunden übersehen wird und erst in allerjüngster Zeit die ihr gebührende Beachtung findet, so sehr muß sie in der Großstadtvolkskunde herangezogen werden, da sie unbedingt zu jenen typenbildenden Faktoren zählt, von denen Hellpach die Sprache in den Vordergrund rückt. So wie die Sprache der einzelnen Städte als charakteristisch bei Einheimischen und Fremden gilt, und zwar als altes, bleibendes Gut, so wird auch Auswahl und Bereitung der Speisen als typisch empfunden. Und sowohl nach Auswahl wie nach Bereitung der Nahrung sind die einzelnen Küchen auch wirklich als gebundene Besitztümer vorhanden. Es gibt eine Wiener Küche, und sie spielt von alters her eine große Rolle. Auch wenn die *Speisetzettel* der einzelnen Wiener Häuser noch so verschieden sind, so muß es doch bindende Faktoren geben, welche das unpersonliche, überindividuelle Faktum einer „Wiener Küche“ begreiflich erscheinen lassen. Bei den *Gebäckformen* beginnen die landschaftlichen Unterscheidungen. Wien ist seit jeher durch die Fülle der Gebäcke und ihrer Bezeichnungen bekannt, um welche sich charakteristischer Weise auch Volksetymologien, aitiologische Sagen und anderes Volksgut reihen. Kaisersemmel, Schusterlaberl, Baunzerl, Wecken, Striezel, Salzstangel und nicht zuletzt das Kipfel bedeuten eine Auswahl von Formen und Namen des Wiener Kleingebäcks, welche sämtlich ihre kulturhistorische Bedeutung besitzen. Von den Kultgebäcken wird noch zu handeln sein. Bei den eigentlichen *Küchenspeisen* ist die Fülle von Formen, Namen und Bereitungsmöglichkeiten selbstverständlich noch bedeutend größer, wie die Wiener Kochbücher zeigen. In all diesen Belangen der Fleisch- (Schניצל, Gulasch, Krautfleisch) und Mehlspeisen (Guglhupf, Apffelstrudel, Kaiserschmarrn), der Salate und aller sonstigen Zukost tritt stets wieder die eigene

Wiener Note hervor, welche freilich analytisch erst jeweils auf ihre Beziehungen geprüft werden müßte. Von einer individualistischen Geistigkeit kann hiebei wohl nicht gesprochen werden, wenn auch die soziale Oberschichte fraglos an der Ausbildung der Wiener Küche ihren großen und verständlichen Anteil hat. Es ist nicht zu übersehen, daß es sich hier trotzdem um Dinge handelt, welche das gesamte Großstadtvolk verbinden und einen, so daß jeder Wiener stadtfremde Kost spürt. Gerade der volkskundlichen Betrachtung kann es hiebei nicht entgehen, daß der soziale Unterschied keine erstrangige Bedeutung besitzt, da hier die Fülle der Speisen etwa durchaus nicht so viel ausmacht, als etwa die Zubereitungsart. Hier besteht Überlieferung, ja Erbe in vollstem Sinn. Die Tochter, die von der Mutter kochen lernt, ist eine Überlieferungs-trägerin, wie man sie bei anderen Volksgütern nicht besser erschließen könnte. Inwieweit hier weiterhin dann reines Stadterbe vorliegt und welche Beziehungen zum bäuerlichen Erbe doch bestehen, muß einer genaueren Speisenvolkskunde überlassen bleiben. Nur von den *G e t r ä n k e n* wäre noch zu sagen, daß auch hiebei, besonders in den *T r i n k s i t t e n*, jedenfalls bezeichnende Eigenheiten bestehen. Wie schon erwähnt, ist Wien alte Weinstadt. Das Bier bürgerte sich allmählich erst ein, ist aber heute doch von großer Bedeutung.

Zum Teil im Zusammenhang mit der Speisenerbereitung, zum Teil schon zu volksmedizinischen Fragen hinüberspielend, sei noch verschiedener häuslicher Erzeugnisse gedacht, deren Zubereitung zu einem großen Teil auf Grund familiärer Überlieferung vor sich geht. Dazu gehört z. B. das Ansetzen von Schnäpsen, das nach erprobten Rezepten gehandhabt wird, und in der Zeit der Eigengärten weiters das Ziehen von Obstweinen, vor allem Beerenwein, Ribiselwein. Von den Schnäpsen geht dann der Weg zu den oft alkoholischen *S a u s m i t t e l n*, von denen wienerische Rezepte schon aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert vorliegen, so eine „Hundertjährige Medizin“ von 1827<sup>1)</sup>, eine Art von Kräuterlikör, die bei Magenschmerzen verwendet wurde. Die Kenntnis derartiger Hausmittel ist sehr verbreitet; gelegentlich treten hier auch Neuwuchsercheinungen hinzu, so, wenn man infolge „unterirdischer“ Anweisungen sich auf die Herstellung von obskuren Heilmitteln einläßt, wie z. B. des durch Jahre hindurch beliebten „Japanischen Leeschwammes“. Derartige Allheilmittel müssen durchaus nicht immer bäuerliches Erbe sein; es ist mindestens ebensoviel Städtisches dabei, und Neueinführungen infolge typischer Großstadtwuchsercheinungen, welche die Großstädte untereinander verbinden, stellen sich zusammen mit Kurpfuschern und Wunderheilern immer wieder ein.

1) Sammlung Rudolf Kriß, Wien, Ss. 3. 341.

## Brauchmäßige Überlieferung.

In den Resten des bäuerlichen und städtischen Erbes an Dingen und Gewohnheiten im Jahres- und Lebenslauf erweist sich das *D u r c h l e b e n v o n A l t f o r m e n* weitaus am stärksten. Hier können wir stets die Verbindung zu weit verbreiteten Bräuchen und Meinungen feststellen, in der religiösen Volkskunde die gleiche seelische Grundhaltung wie beim Landvolk erkennen: nur der Träger dieser Dinge ist jedenfalls nicht die Gesamtheit des Großstadtvolfes. Hier setzt die Rolle des Kleinbürgertums vor allem ein. Der „Kleine Mann“ hält am meisten auf die „schöne Leich“, wallfahrtet, und ist zumeist der Träger der nun zu nennenden Dinge.

### Jahreslauf.

Das ständig wiederkehrende Gleiche im Lauf und Wechsel der Jahreszeiten zählt in der Großstadt nicht zu den wesentlichsten Stücken volksmäßiger Lebensführung. Die Loslösung von der Wurzel der ans Jahr gebundenen bäuerlichen Lebensart durch die Wegwendung von der Bodenbewirtschaftung bedeutet den selbstverständlichen Verlust des engen Zusammenhanges mit dem Jahr. Nur das Wetter und die Nahrung stellen einen gewissen Zusammenhang des Stadtlebens mit der Natur her, und auch dieser ist stark veräußerlicht, da schließlich der Wechsel von Wintersport und Sommerausflug oder von Mehlspeise und Gemüse kein zutiefst verankerter Verhaltenswechsel des einzelnen wie der Gesamtheit ist. Auch die wirtschaftliche Notlage der letzten Jahre, welche trotz der technischen Errungenschaften der Stadt die Not des Winters in verschiedener Weise fühlbar gemacht hat, trägt nicht das Gepräge, das uns als die Winternot des Bauern älterer Zeit noch aus Schilderungen heraus bekannt ist. Daher ist denn auch die Absteckung des Jahreslaufes mit den Marken der Feste nicht von der biologischen Nötigung wie auf dem Dorfe und streift die Form wie den Inhalt dieser Festzeiten leichter ab, als das Dorfleben es tut. Immerhin lebt aus dem allgemein verbreiteten älteren Festgut des Volkes wie aus dem älteren Stadtfestgut geistlicher wie weltlicher Art noch manches heute fort, und einige bezeichnende Züge des schon verschwundenen Festtreibens des alten Wien müssen hier auch mitunter wenigstens erwähnt werden, da sie den Hintergrund für das noch vorhandene Erbe abgeben.

### Neujahr.

Von älteren Neujahrsterminen oder einer Übereinstimmung des Volksjahres mit dem Kirchenjahr kann in Wien nicht gesprochen werden. Das

bürgerliche Neujahr, der 1. Januar und schon der 31. Dezember als „Silvester“ wird dagegen allgemein gefeiert und stellt sogar eines der wichtigsten städtischen Feste dar. Am 31. Dezember, dem „Altenjahrstag“, begeben sich abends sehr viele Leute in die Kirchen, besonders in die Stefanskirche; viele warten im Freien auf den Glockenschlag Zwölf, ebenfalls in besonderem Maß auf dem Stefansplatz, wobei allgemein „Prosit Neujahr!“ (beide Worte auf der letzten Silbe betont) gerufen wird, man sich auch in die Arme fällt, und in meist feuchtfrohlicher Stimmung spät, beziehungsweise schon früh nach Hause geht. Am Neujahrsmorgen, an dem wieder ziemlich viele Menschen zur Kirche gehen, sind die Straßen von Heimkehrern stark belebt. Aber nicht nur im Freien, auch in den Wohnungen bleiben die Familien oder auch kleinere Gesellschaften häufig bis zur Mitternachtsstunde, wobei Gesellschaftsspiele und besonders Bleigießen gern geübt werden. Aus den ins Wasser gegossenen Bleiklumpen wird prophezeit. Am Silvesteraabend wird auch ein Gebildbrot gegessen, und zwar ein Lebkuchenfisch, der zwar nicht im Haushalt hergestellt, sondern gekauft wird, dafür in bestimmter halbritueller Weise gegessen werden muß: Man muß ihn beim Schwanz zu essen beginnen, „um das ganze Jahr vorwärts zu schwimmen.“ Am Neujahrsmorgen beginnt das gegenseitige Glückwünschen in stärkstem Ausmaß und setzt sich noch durch einige Tage hindurch fort. Alle Gabenempfänger sind dabei am stärksten beteiligt, so besonders Untergebene, Hauspersonal, Briefträger. Die Glückwunschkarten und Neujahrsgeschenke tragen meist die Bilder von Glücksschweinen und von Rauchfangkehrern. Am Neujahrstag, aber auch sonst gilt der Rauchfangkehrer als besonderer Glücksbringer. Die am meisten angewendete Form, sein glückbringendes Erscheinen auszuwerten, besteht darin, sobald er sichtbar wird, schweigend an einen Knopf zu greifen. Sondern auch schwierigere Arten sind, wenn auch zum Teil scherzweise gebraucht, bekannt, so die Bedingung, daß man nacheinander drei Rauchfangkehrer sehen müsse, danach sieben Schimmel. Scherzhafte Steigerung solcher Bedingungen ist dabei beliebt. Die Glückwunschsprende war in Wien um 1800 schon gang und gäbe, ja nach den Zeugnissen zu schließen weitaus stärker als heute. Der Vergleich ist hier wie bei den meisten Wiener Volksfesten älterer Prägung durch die wertvollen kulturgeschichtlichen Arbeiten von Gustav Gugitz sehr erleichtert<sup>1</sup>). — Am den Neujahrstag hat sich in Wien auch seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts eine eigene Literaturgattung entwickelt, nämlich die der „Postbüchle“ und aller verwandten Erscheinungen. Es hat jederzeit einen mehr offiziellen Teil besessen, der postalische Dinge brachte, und

<sup>1</sup>) Gustav Gugitz, Alt-Wiener Neujahrsgeschenke, in „Volks-Zeitung“ von 31. 12. 1932. Biedermeiers Neujahrswünsche, in „Bergland“, Bd. 16, 1934, S. 1, S. 9 ff.

einen unterhaltenden Teil, der schon seit langem nicht viel mehr als eine Witzsammlung darstellt. Dieses Postbüchel stellt heute die einzige Neujahrgabe des Spendenempfängers — außer Glückwunschkarten und Kalendern — vor, während früher jeder Spendenempfänger irgendeine Gegengabe stellte.

Der Dreikönigstag spielt schon seit langem keine rechte Rolle in Wien. Das Dreikönigsingen wurde schon früh und oft verboten, war also den Verboten nach zu schließen in Wien ziemlich verbreitet<sup>1)</sup>. Heute ist der Tag nur der Endtermin des Weihnachtsfestes, was sich am deutlichsten darin ausdrückt, daß der Christbaum zum letzten Male angezündet und dann abgeräumt wird. Das Dreikönigszeichen mit der Jahrzahl wird in städtischen Wohnungen mitunter noch angeschrieben, was freilich nur aus Familien bekannt ist, die sich erst in erster Generation in Wien befinden. Der städtische Fasching beginnt, soweit man sich an Grenzen überhaupt hält, mit dem Dreikönigstag.

Lichtmeß hat wie die meisten dieser Kleinfeste nicht mehr die Bedeutung, die es im bauerlichen oder auch noch im altstädtischen Kalender besaß. Terminfest ist es nicht, die kirchliche Feier lebt mehr oder minder nur in einer etwas dunklen Kenntnis fort, daß von nun an bei Tageslicht Messe gelesen werde und daß von jetzt an der Tag wieder zunehme. Eine Wetterregel ist allerdings bekannt, nämlich die vom Bären, der zu Lichtmeß sein Loch verläßt: falls es draußen schön ist, kehrt er wieder um, da dann noch schlechtes Wetter folgt. Wenn dagegen Schlechtwetter herrscht, bleibt er draußen.

## Fasching.

Der Fasching spielt eine sehr beachtliche Rolle. Die alte Kultzeit ist zwar durch und durch zur Tanzzeit geworden, doch steckt hier und in Nennungen älterer Wiener Bräuche der alte Grund noch drin. Die Tanzlust des Altwieners, über die noch bei der Lebensart des Wieners zu sprechen sein wird, äußerte sich seit alter Zeit im Fasching überaus mächtig. Wenn Ritter Gründorf von Zebegeny<sup>2)</sup> in seinen Erinnerungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts erwähnt, daß er im Februar an 28 Tagen auf 29 Bällen war, so ist das Zeugnis nicht nur für die Schichte des tanzfreundigen Leutnants, sondern für weiteste Kreise des damaligen Wien. In der

1) Vgl. Schmidt, Die Weihnachtsspiele Niederösterreichs. (Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1935, Bb. 7, S. 272 f.)

2) F. Ritter Gründorf von Zebegeny, Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Stuttgart 1912.

Barockzeit muß sich die Tanzlust des Wieners, die schon vorher groß war, ungemein gesteigert haben. Die Berichte über Wiens große Tanzorte aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und über die dort abgehaltenen Hoffestlichkeiten sind dafür noch nicht einmal so bezeichnend wie die immer wiederkehrenden satirischen Darstellungen der kleinen „Hausbälle“, die in Privatwohnungen abgehalten wurden. Von Philipp Hafner<sup>1)</sup> bis zu jener anonymen Wiener Erzählung „Der Hausball“<sup>2)</sup>, die Goethe<sup>3)</sup> umgeschrieben hat, und weiter noch schilderte man stets wieder die Vorzüge und Schwächen dieser häuslichen Wiener Faschingsveranstaltungen. Der Aufschwung der Wiener Tanzmusik unter Lanner und der Walzerdynastie Strauß gab dann Wien das Gepräge einer Tanzstadt für ein Jahrhundert. Daß in den Rahmen dieser Feste und Unterhaltungen, besonders der im engeren Kreis, auch die Pflege des Gesellschaftsspiels älterer Art fällt, ist begreiflich. Für die Herkunft und Zusammensetzung des Erbes wären Einzeluntersuchungen dieser Dinge notwendig. Der Polsterkatz<sup>4)</sup>, den Johann Strauß Vater einer Volksweise nachspielte, war in Wien bis in die letzten Jahrzehnte Gesellschaftstanz und zeigt so die Verbindung Wiens mit seiner niederösterreichischen Umgebung. Der von Gebhardt<sup>5)</sup> geschilderte Hahnentanz, bei der der Hahn der Tänzerin gehörte, die zuletzt den Strauß in den Händen hielt, welcher während des Tanzes gewandert war, gehört dagegen wohl in den Zusammenhang der anderen Hahnentänze, welche besonders auf schwäbisch-alemannischem Boden bekannt sind<sup>6)</sup>. Vielleicht läßt sich hier auf eine gewisse Stammheitlichkeit eines Gesellschaftsspiels schließen, da die eingewanderten Schwaben in Wien doch von Wichtigkeit waren. Um noch ein Beispiel für die hier vorhandene Problematik anzuführen, sei auf das Richterspiel hingewiesen, das heute in Wien von Kindern mit folgenden Worten gespielt wird:

„Herr Richter, i kumm klagn.“  
 „Was hat sich zugetragen?“  
 „G'rafft und g'schlag'n.“  
 „Führns ma 'n am Nasenspißel her!“

Das weit verbreitete Spiel geht nun wohl sicher auf ein Gesellschaftsspiel zurück, „Der Gerichtshof oder das Amtmannspiel“, in „Neuestes all-

1) Philipp Hafner, Songes Hannswurstiques. Philipp Hafners Gesammelte Werke. (= Schriften des Literarischen Vereines in Wien, Bd. XXI.) S. 110 ff.

2) Der Hausball. Eine Erzählung. 1781. (= Wiener Neudrucke 3.)

3) Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann, Bd. 10, S. 407 ff.

4) Raimund Joder, Altösterreichische Volkstänze, Bd. I., S. 23 ff.

5) J. Gebhart, Österreichisches Sagenbuch (Pest 1863), S. 33.

6) Güntert, Hahnentanz: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. 3, Sp. 1345 f.

gemeines Spielbuch“, Wien 1829<sup>1)</sup> enthalten, das eine große Anzahl von im Vormärz in Wien gespielten Gesellschaftsspielen aufweist. Diese Spiele waren und sind natürlich nicht an den Fasching gebunden, doch gehören sie mit zum Betrieb bei Tanzunterhaltungen, besonders im engeren Kreis, heute wie ehemals dazu. — In der Frühzeit der Großstadt Wien feierte der Großstadtrand seine eigenen Feste, die einige Jahrzehnte hindurch für das Wiener gesellschaftliche Leben von großer Bedeutung waren und in ihrer Herkunft noch nie erforscht wurden, obgleich die Literatur in mancher Weise sich mit ihnen beschäftigt hat: es handelt sich hier um die *W ä s c h e r m ä d e l - u n d F i a k e r b ä l l e*, und von den scharfen Polemiken eines Friedrich Schlägl<sup>2)</sup> an bis heute sind sie in der wienerischen Literatur und auf der Bühne lebendig gewesen. Hier waren außer dem Tanz verschiedene Belustigungen üblich, die auf das Erbe in irgendeiner Form wohl zurückgingen, immer aber Endformen darstellten. Das „Hakziehen“ der Fiaker, ihr „Dudeln“ in den höchsten Tönen, das in der Spätzeit noch in organisierten Konkurrenzen künstlich erhalten werden sollte, das „Paschen“, die „Schnaderhüpfeln“ und „Fiakertanz“, vierzeilige Tanzlieder gehörten durchaus zu einer Schichte, die bei der Besprechung der weitgekanteten Wiener Musik noch näher zu charakterisieren sein wird, die aber jedenfalls starke Bindungen zum Volksgut von Wiens Umgebung aufweist. Es ist ja bezeichnend, daß um 1860 die Fiaker sich in streitende Gruppen spalteten, da die einen noch immer „Landler“ tanzen wollten, während die „fortschrittlicheren“ den „Schieberischen“ bevorzugten. Nicht zu übersehen ist für das längere Lebendigbleiben dieser Dinge die Anteilnahme hoher gesellschaftlicher Kreise, auch gelegentlich des Hofes; bekannt war die Vorliebe des Kronprinzen Rudolf für die „Fiakerkultur“. — Noch im 18. Jahrhundert fanden in Wien auch manche *B r ä u c h e* statt, welche die Verbundenheit der Barockstadt mit sehr *a l t e m l ä n d l i c h e n G u t* ganz deutlich zeigen. So ist uns aus dem Jahr 1767 ein Bericht<sup>3)</sup> über einen Schiffssumzug erhalten, bei dem die Schiffsknechte einen 9 Klafter langen Hohenauer (= Donauschiff) von 14 Schiffspferden zu Lande über den Schnee in die Stadt fuhren, da die Donau zugefroren war. Das Schiff wurde durch die Stadt gezogen, machte vor der Burg einen Kreis und fuhr wieder aus der Stadt hinaus. „Auf dem Schiff ließen sich einige Spiellente hören und das Schiffsvolk beschäftigte sich mit dem Kochen und nahm das Mittagessen ein.“ Wir wissen leider nicht, ob dieser Schiffssumzug der einzige,

1) Neuestes allgemeines Spielbuch usw., Wien 1829. 3. Abschnitt, S. 49 ff. Vgl. dazu weiter Franz Vesel, Das „Faschingsrecht“ und das deutsche Richterspiel. (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde, Bd. 7, 1934, S. 63 ff.)

2) Friedrich Schlägl, Wiener Blut. S. 138 ff.

3) Gugitz, Der Schiffssumzug, in „Wiener Zeitung“, 1935, 8. 3., Nr. 67, S. 11.

der erste oder der letzte in Wien war; angeblich war es der letzte<sup>1)</sup>. Andere österreichische Schifferstädte hatten diesen Brauch öfter zu verzeichnen<sup>2)</sup>. Das Schiff, das man in Schwechat<sup>3)</sup> bei Wien 1884 im Faschingszug mitführte, stellt wohl eine Übernahme aus dem Kölner Karneval dar; vielleicht spielten aber hier auch ältere lokale Beziehungen mit. — F a s c h i n g s u m z ü g e gab und gibt es in Wien allerdings in anderen Formen doch. Ihre Geschichte ist sehr wenig durchforscht und so ist man auf mehr und weniger beglaubigte Lokalüberlieferungen angewiesen. So soll der Ottakringer Faschingszug 1835 von einem Soldaten aus Italien eingeführt worden sein<sup>4)</sup>. In Gersthof zog man 1897 — vor der Wiederbelebung — zuletzt durch die Straßen. Ober-St. Veit besitzt heute noch oder wieder einen Faschingszug, der sich auch stets eines ziemlichen Zuspruches zu erfreuen hat. Verspottung von ortsbekanntem Dummheiten im verlaufenen Jahr gehört zu den wichtigsten volksmäßigen Inhalten dieses Branches. — Wie überall ist das Ende des Faschings auch in Wien von einer Reihe volksmäßiger Bräuche umrahmt. Der sprechendste Brauch, das F a s c h i n g b e g r a b e n, ist noch nicht lange verschwunden. 1842 schrieb man: „Zu Gaudenzdorf (heute ein Teil des 12. Bezirkes) wurde der Fasching ebenfalls begraben. Ein langer Zug von allerlei tollen Gestalten, unter welchen sich ein zahnlöser, uralter und pfahldürerer Mlane, auf einem der elendigsten Kasse reitend, besonders auszeichnete, führte den Popanz, der verbrannt werden sollte. Auf einem großen Leiterwagen, zum Eintragen des Getreides bestimmt, war eine Tanz- und Wirtstenne errichtet, auf welcher es sehr lustig herging, besonders da die gefüllten ‚Zimente‘ (= Weinmeßgefäße) nicht fehlten. Ein zweiter Karren führte das beinahe bis zum Gräßlichen maskierte Faschingsgesindel. Auch ein ganz kleiner Schlitten war da, auf dem das armselige Bett des nun zugrunde gegangenen Faschings geschleift wurde; Ritter, Husaren und einige Trompeter füllten die Lücken des Zuges, der sich, lärmend genug, nach Meidling bewegte. — Auch zu Simmering (= heute der 11. Bezirk) ist es Sitte, den Fasching zu begraben, wie auch in den hiesigen Militärkasernen dieses Spiel stattfand.“<sup>5)</sup> Aus dem Jahre 1843 ist eine satirische Lithographie erhalten, die ein Faschingbegraben in städtischen Kreisen darstellt; es handelt sich dabei um eine Baßgeige, auf der leere Flaschen und Gläser stehen und der viele Trauernde das Geleite geben. (Städtische

1) Eipelbauer Briefe. II. Bd., S. 410.

2) Vgl. Leopold Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Österreich, I., Niederösterreich. (Bücher der Heimat, Bd. 11), Wien 1935, S. 43.

3) J. Ableidinger, Geschichte von Schwechat, S. 300 f.

4) Ottakring, Heimatbuch, Wien 1924. S. 151 ff.

5) Gugitz, Faschingsbegraben, in „Wiener Zeitung“, 18. 2. 1934. Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, 1842, S. 284 ff. Um 1840 fand auch in der Postzeitskaserne auf der Landstraße ein Faschingbegraben statt (Reinhart, Österreichisches Jahrbuch, Bd. 18, S. 255).

Sammlungen.) In Niederösterreich wurde der Brauch zwar schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts öfter verboten, lebt aber doch bis heute noch an vielen Orten in verschiedenen Formen, sodaß seine Langlebigkeit in Wien — in Schwedat und Simmering bis zur Gegenwart — gar nicht auffallen darf. Man wird weiter daran denken müssen, daß gerade hier ein Erbgut vorliegt, das jeder Weiterwucherung und Ausgestaltung fähig ist. Es blieb zu keiner Zeit nur beim Faschingbegraben. Das österreichische Militär, das nach dem oben zitierten Bericht auch dieses pflegte, besaß noch Abformen des Brauches, so das Begraben der Dienstzeit bei den ausgedienten Soldaten und das Jahrgangsbegraben bei den Wiener-Neustädter Militärakademikern, die regelmäßig die Jahrgangsinsignien, Lehrbücher und Hilfsmittel der abgelaufenen Studienzeit feierlich im Akademiegarten begruben. Hier führt der Weg auch schon deutlich zum Neuwuchs, wenn man bedenkt, daß die Darstellung politisch unbeliebter Personen durch Puppen und deren Aufhängen an eigenen Galgen, an öffentlichen Plätzen, Telegraphenleitungen und sonst in den politisch hocherregten letzten Jahren wieder stark bekannt geworden ist. Es ist nicht zu übersehen, daß in solchen Dingen Erbe und Neuwuchs unverkennbar sehr stark miteinander verbunden erscheinen und die neue Formgebung der Großstadt sich schon deutlich zeigt. Ein Blick auf das Neuland Amerika, wo ähnlich wie in Europas Großstädten das losgelöste Erbe zu solchen Neubildungen verwendet wird (auch hier das Hängen und Verbrennen von Puppen zum Beispiel), zeigt das innere Leben dieser Erscheinungen. — Heute wird das F a s c h i n g s e n d e in Wien besonders an den Lastfuhrwerken sichtbar, deren Kutscher ihre Pferde und Peitschen mit bunten Papierbändern schmücken, die Faschingdienstag und Aschermittwoch bleiben. Die kirchliche Feier des A s c h e r m i t t w o c h, die Einsegnung mit dem Aschekreuz, spielt keine besonders große Rolle, nur im kirchengläubigen Kleinbürgertum hält man streckenweise auf die Sitte. — Einige Worte erfordert noch die allgemein übliche Wiener F a s c h i n g s s p e i s e, der Krapfen. Um ihn ranken sich eine Reihe Lokalsagen, und geschrieben hat man über ihn so mancherlei<sup>1)</sup>. Jedenfalls gehört er in die Reihe der festlichen Schmalzgebäcke und dürfte auf ein ziemlich hohes Alter zurückblicken können. Ob die Form des Wiener Krapfens — vom Wort, das schon althochdeutsch ist, muß man hier wohl absehen — immer gleich blieb, ist freilich fraglich. Die in der „Roehordnung vom 8. Juni 1486“ genannten „Krapffenpacherinnen“ könnten allerdings schon Krapfen in der heutigen Form gebacken haben. Sie scheinen ja gerade diese Krapfen und Fische in Schmalz herausgebacken zu haben. Gefüllt, das heißt innerlich mit

1) Gugitz, Der Faschingstrapfen, in „Volks-Zeitung“, 4. 2. 1933.

Marmelade erfüllt, waren sie jedenfalls schon im 18. Jahrhundert. Merkwürdigerweise legt man auch heute noch auf Form und Güte des Krapfens einen gewissen Wert. Er hat eine bestimmte Größe, darf nur zerrissen und nicht geschnitten werden, muß nach einem Faustschlag seine ursprüngliche Form wieder erlangen können, und was dergleichen mehr ist. Irgendein volkpsychologisches Moment steckt hinter dieser Wiener Krapfenliebhaberei jedenfalls, die der Wiener Literatur und den Reisenden so stark aufgefallen ist. Es mag etwas typisch Städtisches sein, daß man ungeheure Mengen von Krapfen verbrauchte: im Kongressfasching 1815 angeblich nicht weniger als acht bis zehn Millionen Stück. Nicht umsonst verbanden sich auch mit dem Krapfen mehr oder weniger strenggehaltene Sitten; wie zu anderen Zeiten Einladungen „auf einen Löffel Suppe“ lauten, hießen sie im Vormärz öfter „auf einen Krapfen“. Krapfenwettessen und ähnliches gehört zur Kulturgeschichte dieser Wiener Speise.

### F a s t e n u n d D s t e r n .

Die Fastenzeit spielt keine besondere Rolle. Ein bewußtes Fasten wird nur selten eingehalten. Aus dem halbkirchlichen Brauchtum hat sich allen Anfeindungen zum Trotz bis heute nur die Kreuzwegveneration gehalten, welche einem einzigen Kreuzweg, nämlich dem *Hernalser Kalvarienberg* gilt. Seine Geschichte ist gut erforscht und durch *Gustav Gugitz*<sup>1)</sup> mehrfach gewürdigt worden, auch nach ihrer volkscundlichen Seite hin. Die Aufklärung hat die lauten barocken Frömmigkeitsäußerungen in Hernalz eingeschränkt und mit ihnen auch das um sie herum wuchernde Volkstreiben. Ein gewisser Restbestand hat sich jedoch bis heute gehalten. Der Kreuzweg selbst um die Kirche wird stark besucht. Mehr schauend als betend gehen ihn die Wiener entlang. Einzelne erinnern sich auch noch, daß der „Körperljud“ früher bespuckt und beschimpft wurde, jener Henkersknecht, der das Nägelkörnchen trägt. In späteren Tagen noch mußte ihm eine eiserne Nase eingesetzt werden, da die steinerne stets abgeschlagen wurde. Ob hier ältere Vorstellungen, wie die vom Heidenwerfen usw., dahinterstehen, wie *Gugitz* vermutet, sei dahingestellt. Die kleine Wallfahrtskapelle links von der Kirche wird an diesen Tagen auch sehr viel besucht und Kerzen werden in großen Mengen geopfert. Am volkstümlichsten ist jedenfalls das Buden- und Händlerwesen rund um die Kirche, wo jahrmärktsmäßig Kleinkram vom Andachtsbild bis zur Leckerei verkauft

<sup>1)</sup> *Gugitz*, Der Hernalser Kalvarienberg zur Fastenzeit (Blüml-Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien, Wien 1922, S. 7 ff.).

wird. Die beiden beliebtesten Kinderspielzeuge, die bei diesen Buden gekauft werden, sind der „Bamkraxler“ und die „Kodl“. Der „Bamkraxler“ ist eine Art automatischer Maibaumkletterer, eine Gliederpuppe, welche auf einem Baum aus Draht auf- und abwärtshantelt<sup>1)</sup>. Die „Kodl“ (= Koll) ist ein Lärminstrument, eine kleine Pergamenttrommel, einseitig offen, in der ein Kofshaar befestigt ist, das bei rascherer Drehung das Instrument zu einem heulenden Geräusch veranlaßt. Der ganzen Einrichtung nach ist das hausgewerblich erzeugte Spielzeug dem niederösterreichischen „Büllhosen“ durchaus ähnlich und verwandt, nur eben als städtische Kleinform<sup>2)</sup>. Im nächsten Zusammenhang mit diesem Wesen stehen noch jene alten Weiber, welche Heiligenbildchen verkaufen — meist drei Stück zugleich —, auf deren Rückseiten Lotterienummern stehen. Bis vor wenigen Jahren waren bei den Buden auch noch die gemeinhin kirchlich verbotenen, bei allen österreichischen Wallfahrten feilgehaltenen Drucke älterer nicht approbierter Segen und Gebete, wie Marienlängen, Coronagebete, Tobiassegens und ähnliche erhältlich. Von amulettwertigen Dingen gibt es nur mehr Glücksringe (mit Kleeblättern) aus Silber. Sonst ist das Budenwesen mehr für Kinder bestimmt, wie auch die verschiedenen Belustigungsmöglichkeiten dörflich-jahrmarktllicher Art.

Die D s t e r w o c h e mit dem D s t e r s o n n t a g, dem höchsten Fest der Christenheit als Höhepunkt, spielt in der Großstadt Wien eine recht unbedeutende Rolle. Als Frühlingsfest wird es ebensowenig empfunden wie als christliches Hochfest. Der P a l m s o n n t a g ist nur durch die kirchliche Feier ausgezeichnet, an die sich kein Volksbrauch anschließt, es sei denn, man rechne das Mitnehmen von geweihten und ungeweihten Palmzweigen (Weidenzweigen) hieher. Daß man Palmkäzchen gegen Halschmerzen verschluckt, ist allgemein bekannt. Daß das Aufbewahren der Palmzweige zweckhaft, etwa als Blitzschutz, geschieht, wird nur selten ausgesagt. Eine Palmweihe ohne Käzchen bringt nach Kinderausagen Unglück<sup>3)</sup>. Der Palmesel, der in Wien jahrhundertlang verwendet wurde, findet sich nur mehr in Redensarten. Einerseits ist der Langschläfer am Palmsonntag der Palmesel, andererseits heißt es „aufpußt wie-r-a Palmesel“. Die Karwoche ist für den Städter durch das nicht sehr stark beachtete kirchliche Zeremoniell gekennzeichnet, das ohne alle

1) Vgl. auch Karl Spieß, Der Bamkraxler, ein altes Brauchtum in der Großstadt. (Monatshefte für Deutsche Erziehung, Wien 1926, Bd. 4, S. 169 ff.)

2) Diese spielzeugmäßige Rommelpottform (vgl. Hermann Ruth-Sommer, Alte Musikinstrumente, Berlin 1920, S. 144) tritt sicherlich nicht zufällig gerade nur zu festlichen Anlässen hervor. Sie bewahrt vielmehr wie manche andere Teile dieses Buden- und Kindertreibens eine Erinnerung an ältere Festgestaltung mit auf und müßte unter diesem Gesichtspunkt näher untersucht werden.

3) Höfer, Kinderglaube, S. 78.

barocke Zutaten vor sich geht, die von der Aufklärung hinweggefegt wurden, und durch die charakteristischen Speisen der letzten drei Tage, an denen man traditionell in weiten Kreisen dasselbe ißt: nämlich Spinat am Gründonnerstag, Karpfen am Karfreitag und Schinken am Kar Samstag. Bekannt ist ferner die „Pumpermetten“<sup>1)</sup> und in den westlichen Randdörfern gehen die Ratschenbuben noch durch die Gassen. Ihr häufigster Spruch ist:

Mir ratschen, mir ratschen de Pumpamett'n,  
 Alte Weiba stehts auf, bachts Dstaflack'n.  
 Mir ratschn, mir ratschn den Englischen Gruaß,  
 Den jeda Christ wohl betn muuß.

Hierher gehört es auch, daß geschwägige Frauen mitunter als Karfreitagsratschen bezeichnet werden. Das **I n d a s v e r b r e n n e n** fand noch um 1824 statt, wie der Engländer James Kolman bezeugt<sup>2)</sup>. Allgemein geläufig ist die Redensart von den Glocken, die nach Rom fliegen und erst am Kar Samstag wieder zurückkehren. Die beiden letzten Tage der Karwoche sind im Kinderglauben noch von Bedeutung, und wenn dieser auch stark ländlich beeinflusst scheint, so spiegelt er doch stets auch den Glauben der Großstadterwachsenen wider<sup>3)</sup>. So bekommt man keine wehen Füße, wenn man im Teich oder Fluß badet, und wer sich gleichfalls am Karfreitag vor Sonnenaufgang wäscht, hat Glück. Die Karfreitageier schützen gegen den Blitz. Wer in sieben Kirchen geht, hat Glück. Singen und Lachen ist am Karfreitag streng verboten, oder doch nur das Singen geistlicher Lieder erlaubt; darauf hält man noch in vielen Familien. Am Kar Samstag soll man sich in Milch waschen, „da wird man schön davon“. „Von den Eierschalen der Kar Samstagstageier legen die Hennen gut.“ Der Oster Sonntag ist von ähnlichen Vorstellungen umgeben. So soll man sich an ihm vor Sonnenaufgang waschen, da dies einen das ganze Jahr gesund erhält. Regner's am Oster Sonntag, so dauert der Regen fünf Wochen an. Neben mancherlei anderem Glauben, den Höfer aus dem Kindermund zusammengetragen hat, tritt der Gedankenkreis um den **D s t e r h a s e n** und das **D s t e r e i** in den Vordergrund volkskundlicher Blickrichtung, da wir hier mit von Anfang an, wenigstens in diesen Formen, städtischen Dingen zu tun haben. Das Alter der Vorstellungen in Wien ist noch nicht untersucht, doch gibt es künstliche Ostereier schon aus

<sup>1)</sup> Gugitz, Pumpermette und Karfreitagsratschen, in „Wiener Zeitung“ vom 14. 4. 1933, Nr. 88.

<sup>2)</sup> Als Redensart ist es heute noch bekannt und wird auf den Kohlenhaufen des kirchlichen Osterfeuers angewendet.

<sup>3)</sup> Höfer, Kinderglaube, S. 53.

dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Es werden heute noch Eier in den Familien auch selbst gefärbt, doch meist kauft man gefärbte, oder überhaupt unechte, also meist Zuckerwerkbehälter in Eierform, oder auch in Hasenform. Das vor wenigen Jahrzehnten häufig und in Nesten heute noch geübte Färben und Bemalen der Ostereier geschah und geschieht meist durch die Hausfrauen, die sich dabei käuflicher Farbpulver, aber auch der Zwiebelshalen und des Kaffeesudes bedienen. Gelegentlich werden auch durch das Aufbinden und Mitsiedeln von Frühlingskräutern bunt besprenkelte Eier hergestellt. Einritzeln von Sprüchen und Ornamenten mittels Nadeln kommt gelegentlich vor, wobei aber anscheinend wieder Menschen der ersten Stadtgeneration beteiligt sind. Noch in der Übergangszeit war jedoch derartiges Brauchtum auch in kirchlich gesinnten hochbürgerlichen Kreisen, etwa in der Familie Führich, durchaus üblich<sup>1</sup>).

Früher mehr als gegenwärtig waren auch *Eierspiele* bekannt und geübt. Das „Eierpecken“ oder „Eiertitschen“ wurde bis in die Gegenwart geübt, besonders in den Formen des Aufeinanderschlagens der Eierspitzen und des Aufschlagens mittels eines daraufgeworfenen Geldstückes, wobei dem geschickten und glücklichen Tischer das eingepeckte Ei zufiel; manchmal versuchte man auch in Wien das Glück dabei zu korrigieren, indem man Eischalen etwa mit Pech ausgoß oder anders zu härten verstand. Vom Schenken der Eier und der Hasenfiguren ausgehend entwickelt sich langsam auch ein weiterer Schenkebrauch unter dem Namen des „Ostergeschenkens“ parallel dem Weihnachtsgeschenk. Dagegen haben die älteren Bräuche der Karwoche die Anteilnahme der Öffentlichkeit weitgehend eingebüßt. Die „heiligen Gräber“ werden wohl besucht, und ihre verschiedenartige Ausstattung in den einzelnen Kirchen Wiens ist volksbekannt. Zur Zeit der Monarchie wußte und sprach man auch von der *Fußwaschungszereemonie*, welche jeden Gründonnerstag der Kaiser an zwölf armen alten Männern und die Kaiserin an zwölf Frauen vornahm, doch mit dem Bestand der Monarchie schwand der Brauch — ähnlich wurde und wird er vom Erzbischof vollzogen — und auch die Anteilnahme. Außer den schon erwähnten Osterspeisen ist ein ausgesprochenes *Osterg Gebäck*, der „Ostereck“, ein flaches, kreisförmiges, ornamental verziertes Weißgebäck, bekannt und verbreitet<sup>2</sup>). Sein offensichtlich hohes Alter läßt ihn doch auch der Großstadt noch geläufig sein, wenn auch sein Verbrauch schon stark abgenommen hat.

1) Heinrich von Wörndle, in: Lukas Ritter von Führichs ausgewählte Schriften. Stuttgart 1894, S. XXXI.

2) Schon bei Theodor Bernaleken, Alpenjagen (Neuausgabe von Hermann Burg, Salzburg 1937), S. 361, bezeugt.

## Von Ostern bis Pfingsten.

In die Frühlingszeit fallen einige Heiligenfesttage, die auch in Wien von Bedeutung sind. Der Georgstag ist als Frühlingsanfangstermin bekannt durch die Regel „Vor Georgi soll man si net auf a Gras sezn“. Der Markustag wird in den ländlichen Bezirken Wiens mit Felderprozessionen gefeiert. Das eigenartigste Kirchenfest ist in Wien (Kosau) der Lokalkult des hl. Peregrinus, der besonders vom 27. April bis zum 4. Mai gefeiert wird. Die Feier wurde 1727 in Wien durch die Serviten eingeführt und erlangte seit 1735, da das Fest in das Offizium der Erzdiözese Wien aufgenommen wurde, größte Beliebtheit, so daß trotz mancher Anfeindungen der Josephiner die Aufklärung hier keinen Einfluß besaß. Bis heute wallfahrten Tausende von Wienern in diesen Tagen zum hl. Peregrinus, der als Patron für Fußleiden auch den Zuspruch bekannter Persönlichkeiten, wie der Tänzerin Fanny Elßler und Joseph Haydns fand. Silberne Votive hängen in der Kapelle aus älterer Zeit und Wachsotive in weiß und rot, aus Gipsformen gegossen, werden jedes Jahr in großen Mengen geopfert. Bei den Buden sind Votive aller Körperteile zu bekommen, doch überwiegt die Opferung von Beinen und Armen. Außer durch diese Verehrungsform ist das Peregrinifest von alters her durch die Peregrinikipfeln bekannt; diese Kipfeln in allen Größen, welche ursprünglich nur von Hofbäcker Planck hergestellt werden durften, sollen, möglichst warm genossen, auch gegen Fußleiden gut sein. Um die Buden der Wallfahrtshändler und um den Kipfelverkauf hat sich ein Jahrmarktstreiben entwickelt, das sicherlich den Geist des alten Georgi-marktes der Kosau weiterführt. Die Deutungen des Kipfelgebäckes sind übrigens ebenso unklar wie die Entstehung der Wallfahrt bekannt und gut erforscht ist, besonders durch Oswald Menghin<sup>1</sup>). Das reiche Opferwesen, das außer den Wachsotiven auch Votivtafeln bringt, stellt wohl die wichtigste wallfahrtskultische Sitte in Wien dar.

Der launische Wettermonat April wird von einem ganz eigenartigen Tag, nämlich dem 1. April, eingeleitet, der in Wien traditionell eine eigenartige Rolle spielt. Er ist ein Neck- und Scherztag erster Ordnung, und zwar in denselben Formen schon seit längerer Zeit. „Im April, und besonders am Ersten, sollte einem meistens von Narren träumen“ schreibt Philipp Hafner in seinen *Songes Hanswurstiques*, 1770<sup>2</sup>). Seine Vorgänger in dieser

<sup>1</sup>) Oswald Menghin, Die Verehrung des hl. Peregrinus in den österreichischen Alpenländern, mit besonderer Rücksicht auf Niederösterreich (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XI, 1912, S. 117 ff.). Guggis, Der hl. Peregrinus und sein Kipfel, in: „Volkszeitung“, 28. 4. 1934.

<sup>2</sup>) Philipp Hafner, Werke, hg. Baum, Bd. II., S. 115.

Literatur, so Gottfried Prehauser, kennen den April gleichfalls schon als Narrenmonat<sup>1)</sup>. 1808 schreibt der Eipeldauer: „Einmal solls z' Wien d' Modi gwest seyn, einander in April gschickt habn. Vetzt treibn aber nur die gmanern Leut ihrn Spaß damit. Da hat also ein Burgersfrau ihr Kuchelmensch, daß s' erst von Landl herein kriegt hat, in ein Apotheken gschickt, und hat ihr gsagt, daß s' dort um 6 Kreuzer Schneckenblut kaufen möcht.“ Die Geschichte wird von Eipeldauer noch ausgesponnen, indem der Apotheker der Frau sagen läßt, daß das Schneckenblut jetzt Eselsmilch heiße, und daß das ganze in einem Prozeß geendigt habe<sup>2)</sup>. Wir erfahren jedenfalls hier, daß der Spaß vom „in die Apotheke schicken“ in Wien schon altbeheimatet ist. 1869 berichtet Märzroth, „das spißbübische Cöhnlein vom Haus schickte inzwischen die böhmische Marianka mit einem Zettel in die Apotheke, worauf geschrieben stand: um 6 Kreuzer Verliebtefäzen-Salbe“<sup>3)</sup>. Und heute noch schicken sich die Schulkinder „in den April“, indem sie sich ähnliche Apothekenaufträge geben, etwa „um zwa Kreiza Dextradium“ oder ähnlich. Dieser typische und, wie man sieht, alte Wiener Aprilscherz ist aber nicht der einzige seiner Gattung. Wenn der Eipeldauer schon von einem Absinken und Märzroth von einem Aussterben sprachen und sogar Zeugnisse dafür anführten, so ist doch wenigstens in Kinderkreisen das „sich in'n April schicken“ noch immer gang und gäbe. Auf die verschiedenste Weise sucht man sich zu necken. Der Hineingefallene wird mit dem Ruf: „Erster April!“ und einigen Spottversen wie „April, April, schickt man in Esel, wohin man will“ oder „Aprilnarr, Aprilnarr, bleibst a'n Esel 's ganze Jahr!“ auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht. — An den April knüpft sich noch eine Reihe bekannter Wetterregeln, so „April, sitzt hinter ana jeden Staudn an anders Wetter“; „Der April tuat was er will“; „Wenn der April Spedakel macht, gibts Heu und Korn in voller Pracht“<sup>4)</sup>.

Der 1. Mai spielte im alten Wien eine ziemlich große Rolle. Das Setzen von Maibäumen wurde in Altwien 1741 verboten, so daß heute nur vereinzelt Gastwirtschaften einen Maibaum aufstellen. Das Erklettern desselben und Herabholen von verschiedenen Dingen aus dem Wipfel ist in solchen Fällen dann üblich. Durch die festlichen Wagenfahrten, die späteren Praterfahrten, war der 1. Mai die längste Zeit ein Tag der höchsten Gesellschaftskreise. Volksfest war es vor allem durch

1) Hanswurstische Neujahrsgaben, in: Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1926, hg. von Mojs Trost, S. 26 ff., S. 29.

2) Eipeldauer Briefe, hg. von Paunel, II., S. 288.

3) Dr. Märzroth, Wiener Bilderbogen, 4. Heft, 1869, S. 89.

4) Höfer, Kinderglaube, S. 13.



das Treiben rund um den eigentlichen Festbrauch, das bei den Wiener Volksfeiern stets als wichtigstes Merkmal auffällt. Mit Pfingsten, dem typischen Frühsommerfest, steht es ja durchaus so. An sich würde Pfingsten gar keine Rolle spielen, wenn nicht die Firmung wäre. Die Anzahl der Firmlinge gibt an den Firmtagen besonders der Inneren Stadt, der näheren und weiteren Umgebung der Stefanskirche, ein ganz eigenes Gepräge. Die geschmückten Wagen mit den hellgekleideten Firmlingen, die Buden mit den Firmgeschenken und das festliche Treiben im Anschluß an den Firmakt, das sich an den im Freien liegenden Vergnügungsstätten abspielt, also vor allen in den Weindörfern im Westen und im Prater, verleihen diesen Tagen das Gepräge eines Volksfestes.

Das bedeutendste von allen öffentlichen kirchlichen Festen ist wohl Fronleichnam. Es ist das beherrschende Fest im Juni und hat viel von altem Frühlingsbrauchtum an sich gezogen. Im Gegensatz zu den vielen Prozessionen im barocken Wien ist der Fronleichnamsumzug, der „Umgang“, heute ja auch neben der weniger wichtigen Auferstehungsprozession am Karfreitag die einzige öffentliche Prozession. Sie besaß in Mähren ihre große Bedeutung, da sich an ihr nicht nur verschiedene Körperschaften geschlossen beteiligten, sondern bei der zu St. Stefan auch der Kaiser teilnahm, so wie später verschiedene hohe Würdenträger. Von den barocken Ausschmückungen ist freilich nicht viel geblieben. Die Knaben in Schäfertracht mögen aber noch ins 18. Jahrhundert zurückweisen<sup>1)</sup>. Sonst ist die Prozession bezirksweise verschieden, die gruppenweise Beteiligung wechselte in den Jahrzehnten. Die kirchliche Ordnung ist ziemlich streng festgelegt, die Erteilung einer kleinen Würde an die Kinder, wie Verkleidung als Schäfer oder Engel, oder das Tragen von Heiligenfiguren, oder auch nur von Bändern, die von Statuen oder Fahnen herabhängen, wird als eine gewisse Bevorzugung empfunden. Daher spielt im häuslichen Kreis die Vorbereitung zum Fronleichnamfest mit der Ausstattung der Kinder eine ziemliche Rolle. An den Straßenseiten werden Bäumchen aufgestellt, die vier Altäre, an denen die Prozession hält und ein Evangelium gelesen wird, worauf früher die mitmarschierende Abteilung Soldaten eine Decharge abgab, befinden sich Jahr für Jahr an denselben Häusern. Die Fenster der Häuser, an denen die Prozession vorbeikommt, besonders in der Nähe der Altäre, sind häufig mit Kerzen und Blumen, auch mit Heiligenbildern, Statuen und Teppichen geschmückt. Mit den Birkenbäumchen, welche die Straßen säumen, verbindet

<sup>1)</sup> Reinhart (Österreichisches Jahrbuch, Bd. 18, S. 223), der das Fest in seinen Wandlungen eingehend schildert, hält den Brauch für eine jüngere Einbürgerung.

sich noch einiges an Volksglauben. So werden die Bäumchen gern, sobald der Zug vorbei ist, gestohlen und in Stücken auf das häusliche Madonnenbild gegeben, um das Haus gegen Wetter zu schützen. Auch auf das Kreuzifix steckt man sie, „da geschieht nichts Schlimmes“<sup>1)</sup>. Angeblich werden sie auch bei Gewitter verbrannt. — Der Tag Johannes' des Täufers hat seine Wichtigkeit, die er im mittelalterlichen Wien besaß, vollkommen eingebüßt. Die Sonnwendfeuer, welche noch im 18. Jahrhundert stattfanden, sind später kein Volksbrauch mehr. Als Vereinsbrauch, besonders durch die deutschnationalen Kreise, Studenten- und Turnerschaft bewahrt, unterlagen sie jahrzehntelang den polizeilichen Verboten, bis in der Systemzeit eine Erneuerung als „Johannes“-Feuer in der Stadt selbst (1934) versucht wurde. Ein Zusammenhang mit älterem Gut kann dabei wohl nicht hergestellt werden. Außer der Wiener Schaulust war hieran nichts volksmäßig. Aber auch die anderen Johannestagsbräuche sind verschwunden, so der noch anfangs des 19. Jahrhunderts vielbelegte Brauch des Johannesweins, der meist in einem Weichselwein bestand<sup>2)</sup>.

### Sommerfeste.

Das vormärzliche Wien feierte im Juli vor allem zwei wahre Volksfeste: den Brigittenauer Kirchtag und das Annenfest. „In Wien ist der Sonntag nach dem Vollmonde im Monat Juli jedes Jahr samt dem darauffolgenden Tage ein eigentliches Volksfest, wenn je ein Fest diesen Namen verdient hat. Das Volk besucht es und gibt es selbst; und wenn Vornehmere dabei erscheinen, so können sie es nur in ihrer Eigenschaft als Glieder des Volks. Da ist keine Möglichkeit der Absonderung; wenigstens vor einigen Jahren war noch keine. An diesem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldstadt, dem Prater in ununterbrochener Lustreihe zusammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt seine guten Tage das arbeitende Volk.“ Mit diesen Worten beginnt Grillparzer seine Meisternovelle „Der arme Spielmann“, die 1848 erschien und die durchgeistigste und doch lebendigste aller Schilderungen des oft geschilderten Wiener Volksfestes darstellt<sup>3)</sup>. Nach allen Beschreibungen vom 18. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 19. muß es sich hier in der

1) Höfer, Kinder Glaube, S. 34.

2) Gugitz, Der Weichselwein (Johanneslegen) in Alt-Wien, in: Unsere Heimat. Neue Folge, Bd. VIII, 1935, Nr. 6/7, S. 196 ff.

3) Grillparzers Werke, Bd. 7, S. 37.

Lat um ein einzigartiges Fest gehandelt haben, das durch die übergroße Besuchermenge und die Überfülle von Belustigungsmöglichkeiten schon als städtisches Fest gekennzeichnet wird. Es scheinen ungefähr alle Unterhaltungsmöglichkeiten, wie im Prater, angeboten gewesen zu sein, nur daß manche ältere Formen den Zusammenhang mit älterem bäuerlichen Brauchtum noch herstellen. Das Fest ist mit dem Ansteigen der Großstadt herabgekommen und heute nur mehr von ganz untergeordneter Bedeutung<sup>1)</sup>. — Das zweite Julifest ist der *Annentag*, dessen Zeugnisse Gugi<sup>2)</sup> gesammelt hat. Aus der alten Volksverehrung der hl. Anna erwachsen, wurde dieses Fest in seiner bedeutsamen Überbewertung des Namenstages zu einem Fest der Wiener Frauen, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des 19. eine überragende Bedeutung besaß. Zahlreiche Schriften, Erinnerungen von Wienern und Reisenden beschreiben das festliche Treiben, und unter den Schilderern sind Männer wie Goethes Freund Zelter und Ernst Moriz Arndt zu finden. Die Wiener Kunst lieferte nicht nur die Namenstagesgeschenke in der Form der Lössenköhlischen Fächer und ähnlicher Dinge, auch die Musik, anscheinend schon von Mozart an bis zu der Annenpolka Johann Strauß' hat dem Fest ihren Zoll entrichtet, das allen Wiener Frauen galt, nicht nur den Annen, obgleich diese um 1810 fast ein Drittel aller Wienerinnen ausgemacht haben sollen. Alle Vergnügungsstätten, besonders aber der Prater, hatten ihren Anteil; der Rahlenberg wird im Vormärz zum bevorzugten Schauplatz der Annenverehrung und ist es auch bis heute geblieben, wenn das Fest auch heute längst nicht mehr von der alten Bedeutung ist. Eine Schönheitskonkurrenz, verbunden mit einer Preisverteilung, ist der heutige Höhepunkt, was bezeichnend genug erscheint.

Sonst ist der Sommer keine Festzeit. Der Tag *Mariä Himmelfahrt* hat in der Großstadt kaum etwas zu bedeuten. Als Jahreseinschnitte werden eher die wichtigen Tage des *Schullebens* empfunden, da die Erregung der Kinder auf die Erwachsenen übergreift. Der herbstliche *Schulbeginn* stellt etwas Jahresfestliches vor, an dem die Familien beteiligt erscheinen. Sonst ist der Herbst noch durch das allgemeine *Kirchweihfest*, den „Kaiserkirrt“, gekennzeichnet. Er hat die Kirchweihstage der einzelnen Pfarrkirchen nicht aufgenommen und ersetzt, lebt aber neben ihnen weiter. Vom Kirrtaleben ist das Budenwesen am bemerkenswertesten. In den offenen „Standeln“ wird noch immer „Lebzelteln“ besonders verkauft, in den

1) Vgl. Eipelbauer Briefe, Bd. II, S. 248 ff., 434 f. Glasbrenner, Bilder und Träume aus Wien, S. 139 ff.

2) Gugi, Das Annenfest im alten Wien, in: Blüml-Gugi, Von Leuten und Zeiten im alten Wien, S. 63 ff.

alten Formen von Herz, Reiter oder Wickelkind. Die Lebkuchen sind mit buntem Zuckerguß verziert und durch aufgeklebte farbige Bilder verschönt. Lärminstrumente sind die zweitwichtigste Ware, und der Tag, und noch einige seiner folgenden, ist von dem Geräusch der neu erworbenen kurzlebigen Lärminstrumente erfüllt. Im alten Wien spielte wie im Frühling Georgi so im Herbst Mich a e l i als Z i n s t e r m i n eine große Rolle, hat sie aber gegenwärtig nicht mehr inne.

### Vom Herbst bis Weihnachten.

Eigentliche Volksfeste von deutlichem inneren und äußeren Leben fallen erst in den November. Der 1. und der 2. November bilden zusammen das große *T o t e n f e s t*. Daß der erste Tag des Monats allen Heiligen geweiht ist, hat für das Volksleben nicht die mindeste Bedeutung. Sei es, daß die ungeheure Menge der Gräberbesucher die Verwendung beider Festtage für einen Zweck erforderte oder daß das *A l l e r h e i l i g e n f e s t* auch sonst keine rechte Volksmäßigkeit besaß: *A l l e r s e e l e n* hat alles an Gedanken und Handlungen auf sich gezogen. Daß es alljährlich Allerseelenartikel in den Zeitungen gibt, daß Raupachs „Müller und sein Kind“ noch immer gespielt wird, gehört hieher. Noch weit stärker aber muß daran erinnert werden, daß in den Dimensionen, welche ein großstädtisches Fest annehmen kann, diese Totenfeier auf den Friedhöfen eine Volksbewegung zur Folge hat, welche geradezu das Bild der Stadt verändert. Am stärksten war dies zweifellos in den ersten Nachkriegsjahren fühlbar, als das Gedenken an die im Weltkrieg Gefallenen noch frisch war. Eine Besonderung stellt der spontane Massenbesuch dar, welcher den Gräbern politischer Opfer in den letzten Jahren zuteil wurde. Die Heraushebung des Gedenkens an bestimmte Tote gehört jedenfalls auch zu den beachtenswerten Zügen der großstädtischen Totenfeier. Im allgemeinen ist der Branch des Gräberschmuckes nicht sehr fest umrissen. Blumen und Kränze gehören hier erwähnt; außer ihnen kommen Wachslichter auf das Grab, welche man herabbrennen läßt. — Ähnlich wie sich zu Ostern ein altartiges Festgebäck erhalten hat, so gibt es auch zu Allerheiligen ein solches, nämlich den *A l l e r h e i l i g e n s t r i e z e l*. Er ist schon ziemlich früh bezeugt und in seiner Sonderform genau beschrieben worden. Brückmann schrieb um das Jahr 1756 „*hac die peculiare intortae similes, Heiligen Strüzel, partim inauratae, in furno coquantur, quas unus alteri dono offert*“<sup>1)</sup>. Man

1) Brückmann, *Epistolae itinerariae*, XXXVII., III, S. 452.

kannte diese Striezel im ganzen Altösterreich; stets werden sie als zweiseitig spitze Gebäcke verschiedener Größe, zuckerbestreut, beschrieben, die man kaufen konnte, die aber zunächst und vor allem Geschenke der Bäcker an ihre Kunden waren. Dies war den Bäckern schon lange lästig, und 1901 wurde der Schenkebrauch denn auch abgeschafft<sup>1)</sup>. Den Striezel aber gibt es noch immer.

Der November bringt in seinem Lauf aber auch noch frohe Feste. Das *Weinlesefest* wie alle Gitten zu Beendigung des Weinjahres fallen zwar in verschiedene Monate, doch seien sie hier kurz zusammenfassend genannt. Für Wien als Großstadt besitzen sie keine allzu große Bedeutung mehr. Immerhin hat sich gerade in den Wiener Weindörfern manches Stück alten Brauchtums erhalten, wie der *Winzerrumzug* in Neustift, der von der Burschengemeinde durchgeführt wird und bei dem eine Winzerkrone noch Verwendung findet, wie sie sonst nur mehr museal, auch aus Wiens Vergangenheit zu sehen ist<sup>2)</sup>. Die „Weinberggoaß“ ist noch in der nächsten Umgebung Wiens zu finden, ebenso der *Hüterumzug* in verschiedenen Formen<sup>3)</sup>. In die Mitte des November fällt jedoch wieder eine Feier weltlicher Lustbarkeit auf kirchlicher Grundlage, wie sie für Wien so überaus bezeichnend ist. Es ist der *Leopoldstag*, der 15. November, das Gegenstück zum Annenfest. Es ist jenes Wiener Fest, das sich nicht in Wien abspielt. Gefeiert wurde der heilige Markgraf Leopold III. schon früh. Seine Verehrung zeigt seine Landespatronschaft von Niederösterreich, ebenso wie die Tatsache, daß eine große Anzahl von Mitgliedern des Kaiserhauses und auch zwei Kaiser selbst seinen Namen trugen, wie eine große Zahl von Wienern. Nur die Form des heutigen Festes mit dem im Mittelpunkt stehenden „Fasskrutschen“ ist historisch unerklärt. Nachrichten um 1800 sprechen wohl immer von einer großen Volksmenge in Klosterneuburg. Altartige Bräuche, so eine Brotspende, sind dabei auch belegt, doch das Gleiten über das große Faß, das der Sipeldauer 1814 zuerst belegt, kann man mit nichts im weiten Umkreis in Verbindung bringen<sup>4)</sup>. Daß es sich um ein Weinfest ersten Ranges handelt, ist freilich klar, wozu auch der Termin als eigentlicher Abschlußtag der Weinarbeiten sehr gut paßt. Klosterneuburg ist heute noch an diesem Tage das Ziel vieler Tausende von Wienern, wie es denn bei den Wiener Volksfesten stets um erstaunliche Mengen geht; und der Verbrauch

1) Gugitz, Alt-Wiener Allerheiligenbräuche, in: Reichspost, 1. 11. 1934; Gugitz, Der Allerheiligenstriezel, Volks-Zeitung, 1. 11. 1935.

2) Haberlandt, Volkstümliches aus Groß-Wien, Wiener Z. f. Bl., Bd. 28, S. 1 ff.

3) Gugitz, Dionysos in Perchtoldsdorf, in: Wiener Zeitung, 11. 11. 1934; Gugitz, Die Weinberggoas, Wiener Zeitung, 3. 10. 1937.

4) Gugitz, St. Leopold, in: Volks-Zeitung, 15. 11. 1934. Richard Hünnerkopf, Fasskrutschen, in: Oberdeutsche Z. f. Bl., Bd. 5, 1931, S. 21 ff.

ist im alten Stifftsort auch dementsprechend. In den unvermeidlichen Krambuden sind neben Heiligenbildern auch Glücksbringer und andere Andenken erhältlich. In Wien versuchen verschiedene Gaststätten mit eigenen „Leopoldfeiern“ einen Teil der Feiernden an sich zu ziehen, was mit Hilfe von Komikern usw., ähnlich wie bei den Neujahrsfeiern etwa, vor sich geht. Das alte Volksstück „Mein Leopold“ wird noch alljährlich an verschiedenen Bühnen aufgeführt. So hat das Heiligenfest eigentlich alle anderen Bräuche vom Ende des Wachstumsjahres in sich aufgenommen und sich allein als Terminfest des Städters erhalten.

Der Beginn der Vorweihnachtszeit ist in Wien noch durch das Sprüchlein des *Katharinentages* (25. 11.) „Katrein, stell de Tanz ein“ bekannt. Weit bedeutender als alle anderen vorweihnachtlichen Feste ist noch immer das des *h. Nikolaus*<sup>1)</sup>. Das Fest in seiner Form als Kinderfest ist in Wien altbeheimatet. Um 1680 schreibt der englische Arzt E. Brown: „Sie (die Wiener) haben eine Gewohnheit, daß sie auf den St. Nikolaus-Tag den Kindern einige kleine Geschenke in die Schuh stecken. Uudter anderen aber thun sie gewisse Thaler von Papier und Blumen, die verguldet und versilbert seyn, darunter, welche doch kaum eines Pfennigs wert.“ Im 18. Jahrhundert hatte das Nikolausfest offenbar dieselbe Rolle inne wie heute Weihnachten. Auch die kaiserliche Familie beschenkte am 5. Dezember. Wovon Brown noch nichts schreibt, nämlich von der Einkehr des Heiligen und seines Begleiters, also dem Umzug des Nikolo und des Krampus, erfahren wir im späteren 18. Jahrhundert dann sehr viel. Die Aufklärer stellten ausgesprochene Mißbräuche dabei fest und wetterten in einigen Broschüren, die Gugitz zugänglich gemacht hat, dagegen. Auf diese Weise haben wir ziemlich umfangreiche Beschreibungen des Brauches und sogar manches von den Sprüchen erhalten. Eigenartiger Weise schenkte man zu Nikolo auch „zuletzt ein grüner Baum, mit brennenden kleinen Kerzchen bestekket, auf welchen etwelche Pfund candirtes Zuckerbacht ebenso glänzen, wie der vom Reife candirte Kirschbaum zur Winterzeit schimmert“ (1782). Noch 1817 spricht Karoline Pichler davon, daß sie die Bescherung nicht zu Weihnachten, sondern „nach der alten österreichischen Citte“ zu Nikolo abhalte. Der Brauch hat an Weihnachten nun wohl die Beschenkung abgetreten, doch in seinen Grundzügen sich trotz der Aufklärung bis heute erhalten. Noch immer treiben sich maskierte Buben am Nikoloabend in den Gassen herum und erscheint der h. Nikolaus mit einem oder mehreren Begleitern in den kindergesegneten Familien, wo die Kinder zunächst auf ihre Artigkeit im vergangenen Jahr gefragt werden, dann

1) Gugitz, Das Nikolaus-Fest in Alt-Wien: Blüml-Gugitz, Von Leuten und Zeiten, S. 36 ff.

etwas gebetet wird, worauf der Heilige unter Hinterlassung von Früchten und Süßigkeiten sich wieder wegbeigt. Die Larven sind in allen Papiergeschäften käuflich. Der altartige Niederschlag des Brauches in Form von Speisengebilden hat sich noch im „Zwetschkenkrampus“ erhalten, und auch aus Leig gefertigte Krampusfiguren mit Rosinenaugen sieht man öfter. Meist verwendet man aber spielzeugartige Nachbildungen des heilig-unheiligen Paares als Geschenk. Die Abbildung auf Ansichtskarten, „Krampuskarten“, ist viel beliebt. Höfer hat eine größere Anzahl charakteristischer Meinungen über das Fest aus Kindermund aufgezeichnet.

Constige Heiligtage werden im Dezember auch noch beachtet. Die Sitte der *Barbara z w e i g e*, die zu Weihnachten blühen sollen, wird häufig geübt. Sie werden, mit Lotterienummern versehen, verkauft. Die Nummern gelten dann, wenn die Blüten aufgehen. Viele Blüten an den Kirschzweigen sollen Glück, gar keine den Tod bedeuten. Die Zweige sollen kein frisches Wasser bekommen; ins Schlafzimmer gestellt, bringen sie dem dort liegenden Kranken den Tod<sup>1)</sup>.

Die *Andreasnacht* ist als Vorhersagenacht bekannt. Wer auf einem Kreuzweg horcht, hört sein Schicksal vorhersagen. Im 17. und 18. Jahrhundert scheint in Wien das abergläubische, zukunftsforsehende „Löffeln“ noch allgemein üblich gewesen zu sein<sup>2)</sup>. Der hl. *Thomas* hat später in Wien die Bräuche der Andreasnacht auf sich gezogen. Von seiner Nacht weiß man bedeutend mehr. Zunächst ist sie die Nacht für das Heiratsorakel, dessen bekannter Spruch hier lautet:

Betstafel, i tritt di,  
Heuliga Thomas, i bitt di,  
Laß mir heut Nacht erscheinen  
Den Herzallerliebsten meinen.

Eine Reihe von anderen Beschwörungsmöglichkeiten wird erwähnt, ohne daß von ihrer Anwendung jemals etwas bekannt würde. Zettelorakel unterm Kopfpolster („Verwandt, bekannt, fremd“), Spiegelorakel um Mitternacht, Kreuzwegorakel gehen aus Schülerausagen hervor<sup>3)</sup>.

## Weihnachten und Jahresende.

Das große winterliche Fest bleibt aber *Weihnachten*, oder wurde es in seiner heutigen Form, wenn wir seine geringere Bedeutung im alten Wien

1) Höfer, Kinderglaube, S. 16.

2) Gugitz, Der hl. Andreas und sein Brauchtum, Wiener Zeitung, 28. 11. 1937.

3) Höfer, Kinderglaube, S. 103.

ins Auge fassen. Noch im 18. Jahrhundert war Weihnachten in Wien ein Fest der Öffentlichkeit, das heißt, die öffentlichen Veranstaltungen wurden offenbar als wichtiger empfunden denn die familienhaften, während heute allgemein die gegenteilige Meinung vertreten wird. Die *C h r i s t m e t t e n* mit ihren italienisch beeinflussten Hirtenratorien, die so wie alle ähnlichen Dinge von den Josephinern heftig bekämpft wurden, die *K r i p p e n s p i e l e*, diese marionettenmäßigen und mechanischen Ausläufer der alten Weihnachtskultur<sup>1)</sup>, welche auf dem Wiener Boden bis ans Ende des 19. Jahrhunderts fortlebten, all das lebt heute nicht mehr und hat jenen Dingen Platz gemacht, welche noch um 1806 von dem Norddeutschen J. F. Reichardt vermißt wurden<sup>2)</sup>. Diese ganze Bewegung scheint symbolisch durch die Geschichte des Wiener Christbaumes gekennzeichnet werden zu können. Es gab wohl im herbstlichen Schenkebrauch, wie wir beim Nikolaustag sahen, bereits einen gepußten Baum. Der *W e i h n a c h t s b a u m* wurde jedoch offensichtlich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch norddeutsche und andere eingewanderte Familien eingeführt. Die katholischen Kreise scheinen den Brauch nur zögernd übernommen zu haben. Erst seit den Zwanzigerjahren setzt die Verbreitung der Sitte in hohem Ausmaße ein und hielt sich bis heute, ja steigerte sich wohl noch. So sind denn die Christbaumhändler und ihre Warenstapel mehr und mehr zum Kennzeichen der Weihnachtszeit geworden, während ältere ähnliche Kennzeichen, wie der altberühmte *C h r i s t k i n d e l m a r k t*, in den letzten Jahren geradezu verschwand, obgleich er noch kurze Zeit früher als das Symbol der Wiener Weihnacht gegolten hatte. Die Sitte, *K r i p p e n* aufzustellen, die von katholischen Kreisen immer stark gefördert wurde, hat keinen sehr beträchtlichen Nachhall gefunden. In den Kirchen stehen Krippen, oft alte barocke Stücke von großer Volksnähe. In den Häusern gibt es wohl auch öfter welche, doch ohne daß sich eine einigermaßen feste Tradition erkennen ließe. Im 19. Jahrhundert war der Brauch wohl noch geläufiger<sup>3)</sup>, wenn auch bei Joseph von Föhrich, aus dessen Häuslichkeit wir über den Brauch für die Jahre um 1848 unterrichtet sind<sup>4)</sup>, vielleicht noch Erinnerungen aus seiner deutschböhmischen Heimat mitgespielt haben mögen, wie dies auch bei manchen anderen Zuwanderern der ersten Generation aus Tirol oder Schlessen heute noch der Fall ist. Der *W e i h n a c h t s b a u m* (24. 12.)

1) Blüml-Gugitz, Alt-Wiener Krippenspiele, Wien 1925; Reinhart (Österreichisches Jahrbuch, Bd. 18, S. 209 ff.); Schmidt, 3. f. Wt., Berlin, Bd. 7, S. 300 ff.

2) Gugitz, Weihnachten in Alt-Wien: Blüml-Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien, S. 368 ff.

3) Reinhart (Österreichisches Jahrbuch, Bd. 18, S. 255 ff.).

4) Lutas Ritter von Föhrichs Ausgewählte Schriften. Stuttgart 1894, S. 87.

stellt das eigentliche Fest dar. Man ißt zunächst an ihm Fastenspeisen, meist Fisch, erst am Abend auch Fleisch. Die Besenkung erfolgt gleichfalls abends, unter dem lichterbesteckten und mit Glitterwerk (Engelhaar — Lametta) behängten Baum. „Wunderkerzen“ und andere Lichteffekte sind beliebt. Die Kerzen sollen geradzahlig sein. Ihr Flackern bedeutet Unglück. Mit einer gewissen Ähnlichkeit zur Firmung liegt das Hauptgewicht der Festfeier auf den Geschenken. Hier tritt das Nahrungsgeschenk im Gegensatz zum Nikolausfest zurück und das Sachgeschenk in den Vordergrund. Mit Schenkebrauch und Christbaum hat das neuere Wiener Weihnachtsfest offensichtlich die meisten älteren heimischen Vorstellungen in den Hintergrund gedrängt. Einiges an Volksmeinungen, Wettervorhersagungen und sonstigem Volksglauben konnte Höfer aus Kindermund noch aufzeichnen<sup>1)</sup>. Ähnlich steht es um den *J a h r e s s c h l u ß*, an den sich ähnliche Drakel wie an die meisten Termine knüpfen, mit deutlicher Betonung des Übergangs. Man soll baden und den alten Schmutz auskehren, jedoch nicht zweimal, sonst kehrt man sein Glück hinaus. Wieder haften auch Speisebräuche an dem Fest, besonders das Essen von Teiggfischen, wobei man beim Schwanz anfangen muß, um das ganze Jahr hindurch „vorwärts zu schwimmen“.

So geht das Jahr am Großstädter vorüber und so viel hat er sich ungefähr bis heute als Brauchtum und Glaubensvorstellung aus dem Schatz des Gesamtvolkes erhalten. Er steht, wie damit deutlich gezeigt ist, nicht außerhalb, sondern in der Überlieferungskette, und bei genauer Erforschung der Erbgutformen wird sich zweifellos ergeben, daß manche heute dem Gesamtvolk bekannten Bräuche eigentlich in den Städten ihre Formung erhalten haben, ohne daß deshalb das Landvolk etwa nur als aufnehmend bezeichnet werden könnte. Der Osterhase wie der Christbaum könnten hiefür wohl zeichenhaft sein. Diese gebende und nehmende Stellung jedes Volksteiles gehört zu den Erkenntnissen, welche der Großstadtvollskunde einen guten Teil ihrer Berechtigung verleihen. Vielleicht wird sich bei der Betrachtung des Neuwuchses der Eindruck noch verstärken, daß hier in großem Ausmaße volkskundlich wichtige und volkskundlich auch erfassbare Vorgänge vor sich gehen. Das Verhältnis der Volksgüter untereinander wie die Frage, ob es nur statisches, oder nicht auch dynamisches Volksgut gebe, tritt dabei in den Vordergrund. Zur Lösung all dieser Fragen gehört aber zuvor noch die Kenntnis der Volksgüter, welche nicht an festen Stellen im Jahreslauf stehen.

---

<sup>1)</sup> Höfer, Kinderglaube, S. 116.

## Lebenslauf.

Die Durcharbeitung eines in den landschaftlichen Volkskunden sehr geläufigen Abschnittes, nämlich des von den Hauptstufen des menschlichen Lebens, stößt in der Wiener Großstadtvollskunde auf erhebliche Schwierigkeiten. Zunächst ist gerade auf dem sonst doch wohl bearbeiteten Feld der Wiener Kulturgeschichte hier soviel wie nichts geschehen, dann aber ist die Aufnahme des Gegenwartsbestandes auch recht mangelhaft. So muß bei diesem Teil des Erbgutes noch mehr als bei anderen Abschnitten darauf hingewiesen werden, daß die vorliegenden Aufzeichnungen keine gerundete Darstellung sind, sondern nur eine Vorarbeit und ein Ordnungsversuch.

### Kindheit und Jugend.

Die T a u f e des Neugeborenen soll so bald wie möglich nach der Geburt vollzogen werden. Mädchen und Knaben sind im Taufkleid durch rosa, beziehungsweise blaue Bänder unterschieden. Die Taufe wird entweder in der Kirche oder zuhause vorgenommen. Wenn ein älterer Mann das Taufkind lobt, so bedeutet es Glück. Die N a m e n g e b u n g hängt von verschiedenen Dingen ab. Die scherzhafte Erzählung des Eipeldauers von 1794, daß er seinen Sohn habe Leopold heißen wollen „weil der Hl. Leopold der Schutzpatron von Eipeldau ist: aber der gnädige Herr ist drauf verfallen gewesen, daß s' ihn nach seinem Namen taufen; den Zunamen aber hat er von mir“<sup>1)</sup>, deutet auf die bäuerliche Art, nach dem Kirchenpatron zu benennen. Namensgebung nach den Großeltern oder nach den Taufpaten ist gleichfalls bekannt. Eine große Rolle spielten die Namen des kaiserlichen Hauses. Auf den Namen eines Verstorbenen, das heißt besonders auf den eines verstorbenen Geschwisters, darf nicht getauft werden. Neun Tage nach der Geburt geht die Mutter mit dem Kind und der Hebamme in die Kirche „v o r s e g n e n“.

Im Zusammenhang mit der Namensgebung sei hier gleich auch das Brauchtum an den G e b u r t s- und N a m e n s t a g e n erwähnt. Der Namenstag gilt offenbar als der wichtigere von beiden Tagen, doch werden beide gefeiert. Wenn am Namenstag die Blätter abfallen, verliert man die Haare. Weint man am Geburtstag, so muß man alle Tage weinen. Man soll so viele Geschenke bekommen, als man Jahre alt ist. Die Geburtstags-torte mit den Kerzen in der Zahl der Jahre ist nicht sehr häufig, aber be-

1) Eipeldauer Briefe, hg. von Paunel, I., S. 58.

kann<sup>1)</sup>. Geburts- und Namenstagswünsche werden Kindern häufig einge-  
lernt. Gleichfalls sehr häufig wird ihnen aber auch das Sprüchlein

I bin a klans Winkler  
Und stell mi ins Winkler,  
Und weil i nig kann,  
So fang i net an

vorgesagt, obgleich es meist von den Eltern scherzhaft gemeint ist. Auch der  
Spruch

I wünsch, i wünsch, i waß schon was:  
Greifus-in Sack und gebus-ma was!

gehört hieher. Gelegentlich, besonders in bürgerlichen Kreisen, wird in der  
Kinderzeit auf die Feier der beiden Tage ziemlich viel gehalten, sie nehmen  
eine gewisse gesellschaftliche Stellung ein.

In Kürze muß nun des K i n d e r l e b e n s gedacht werden. Auf diesem  
Gebiet ist in Wien schon viel Stoff gesammelt worden und vom Wiegenlied  
und von den ersten Neckspielen und Scherzergählungen bis zu den Spielen vor  
dem Eintritt in die Schule sind alle Äußerungen dieses Brauchtums so offen-  
sichtlich mit dem bäuerlichen Kindergut verbunden, daß eine eigene Behand-  
lung hier nicht nötig erscheint. Bewegungsspiele wie Reifentreiben, „Wolferl  
treiben“ (Kreiselreiben) sind ebenso bekannt wie Gesellschaftsspiele: „Pfen-  
nigeinstreichen“, „Alles, was Flügel hat, fliegt“ und viele andere. Vielleicht  
ergeben sich bei näherer Erforschung auch städtische Spiele, welche das Kinder-  
volkstum der Großstadt eher charakterisieren könnten als die allgemein ver-  
breiteten Spiele und Lieder. Die Ausstattung und rege Verwendung der  
Papierdrachen, genannt „Kasler“, gehört vielleicht hieher<sup>2)</sup>. Spiele, bei  
denen Papierzusammenlegungen verwendet werden, dürften überhaupt jünger  
und vielleicht auch städtisch sein. So ist hier an die Papierschiffchen zu denken,  
an die verschiedenartig aufklappbaren „Himmel- und Hölle“-Spiele. Auch die  
Papierflugzeuge, welche in die Luft geworfen werden und in einer Art von  
Gleitflug niedergehen sollen, sind pfeilartig zusammengelegte Papierstreifen.  
Die Spiele im Freien und die bloß gesprochenen und gemimten Gesellschafts-  
spiele in der Wohnung werden noch ergänzt durch das dem Bauernkind am  
fernsten liegende Spiel mit S p i e l z e u g aller Art. Von der Puppe bis zu  
den Wettrennspielen und allen jenen Unterhaltungsspielen, welche meist schon  
dem Grenzalter von lesen Könnendem und nicht lesen Könnendem Kind ange-  
hören, ist dies alles stark differenziert und durchaus nicht mehr in seinen histo-

1) Höfer, Kinder Glaube, S. 36.

2) Leopold Schmidt, Jahreszeiten des Kinderspieles, in Frohes Schaffen, Bd. 11, S. 271 f.

rischen Schichtungen so zu erfassen wie die älteren Kinderspielformen. Zu einem fast zeitlosen Gut wird man dagegen jene Spiele und Kinderbeschäftigungen rechnen können, die auch durchaus überlieferungsmäßig weitergegeben werden und Gegenstände der Natur zum Spielzeug nehmen: die Verwendung von Pflanzen durch die Kinder. Vom Nasenzwicker oder Nasenstiefel, der gespalteneu Ahornfrucht, welche sich die Kinder so gerne auf die Nase setzen, bis zu oft recht schwierig hergestellten Kränzen und anderen Schmuckgegenständen, welche sich vor allem die Mädchen aus Tannennadeln, Gräsern und Blättern herzustellen wissen, gibt es hier ein reiches, liebliches und wenig bekanntes Gebiet, dem vor allem E. K. Blümml sein Augenmerk geschenkt hat<sup>1</sup>). Bekannt ist besonders die Spieltauglichkeit der reifen Kastanien (Koskastanien, Kästen), die infolge der vielen alten Kastanienalleen in und um Wien besonders reichlichen Stoff liefern. Die Kinder verfertigen mit Vorliebe lange Ketten daraus, die sie um den Hals tragen. Schon um 1869 hat Johann Baptist Reiter solches Kindertreiben in einem äußerst reizvollen Genrebild festgehalten<sup>2</sup>).

Zu den Stufen des Lebens wird man ferner in der Stadt schon seit alter Zeit die Schule mit ihrem gesamten Wesen rechnen müssen. Die allgemeine Grundschule bedeutet dabei durch ihre Erfassung der gesamten Bevölkerung nur eine Fortsetzung des Kindstadiums. Ein wichtiges Fest in diesem Zeitabschnitt ist der Empfang der ersten Kommunion. Erst die Teilung auf verschiedene Schultypen ab dem zehnten Jahr etwa läßt wieder Besonderungen eintreten, welche für die Geschichte des Großstadtvolfes von Wichtigkeit sind, zugleich aber in sich verschiedene Möglichkeiten zur Entfaltung eigenen Brauchtums enthalten. So bringt es der Schülerspott, der schon in der Volksschule einsetzt, in den Mittelschulen zu einer besonderen Blüte. In der Volksschule gibt es Sprüche wie „Hierbleiber, Raßentreiber“, und Klassenreime wie „Erste Klasser — Fragen / zweite Klasser — Raßen / dritte Klasser — junge Herrn / vierte Klasser — alte Bärn / fünfte Klasser — sitzt am Scherm.“ Oder „Erste Klasser — Taserlkrager / zweite Klasser — Tintenpazer / dritte Klasser — alte Bärn / vierte Klasser — Dfenröhrn.“ In einem Gymnasium hießen die Primaner, also Erstklasser, in den anderen Klassen allgemein „Primunzen“, wogegen sie sich vergeblich durch schlecht erfundene Segennamen zu wehren versuchten. Das Wesen der Professorenspiznamen zieht sich durch alle Klassen der Mittelschulen und hört

1) Blümml-Fr. Höfer, Die Beziehungen der Pflanzen zu den Kinderspielen in Niederösterreich (3. f. österr. Volkstudie, V., 1899, S. 132) und Blümml-F. J. Rott, Die Verwendung der Pflanzen durch die Kinder in Deutschböhmen und Niederösterreich (3. f. Bf., 1901, S. 49).

2) Katalog J. B. Reiter, Wien 1937, Nr. 59, T. XVIII.

erst in den ersten Hochschulfsemestern auf. — Über das Jugendleben des Arbeiters ist in der Wiener Humoristenliteratur so manches geschrieben worden und mancher gut beobachtete Zug findet sich dort wiedergegeben, welcher von volkskundlicher Wichtigkeit wäre. Chiavaccis Studie über den Gassenjungen<sup>1)</sup> bringt zum Beispiel manches dieser Art. In der Laufbahn vom Lehrbuben zum Gesellen und endlich zum Meister sind ältere Reste von Zunftbrauch noch in der Gegenwart vorhanden, wenn davon auch so gut wie nichts an die Öffentlichkeit dringt. Wenn sich ein Lehrling am ersten Tag seiner Lehre verletz, soll er den betreffenden Beruf aufgeben. Wird er am ersten Tag gelobt, so wird er nicht frei oder lernt doch bei diesem Meister nicht aus<sup>2)</sup>. Heimisch ist der Ausruf „Da Teifl hat alls sein wolln, nur ka Lehrbua“.

### Verlobung und Hochzeit.

Die Verlobung nimmt keinen hohen Rang unter den Festen des Lebens ein. Den Verlobungsring soll man mit blauem Stein wählen, denn „blau ist die Treue“<sup>3)</sup>. Vorzeichen der Hochzeit werden dagegen gern beachtet, wenn sie auch meist nur scherzhaft erwähnt werden. So heißt es in Gesellschaften, wenn Wein ausgegossen wird, daß es bald eine „Kindstau“ geben werde. Orakel wurden im Jahreslauf schon erwähnt. Zur Brautschau soll man sich beispielsweise auf das Sopha legen und die „Schlapfen“ über den Kopf werfen<sup>4)</sup>. Bei der Hochzeit wird auf einiges Zeremoniell gehalten. Schon in der Ausgestaltung der Hochzeit zeigt sich dies, und Kleinbürgerliche Kreise halten auf eine möglichst prächtige Hochzeit mit besonders geschmückter Kirche, festlichem Orgelspiel und großem Brautschmuck sehr viel. Zur Kirche fährt der Bräutigam mit der ersten „Kranzeljungfer“ im ersten Wagen, die Braut mit dem Brautführer im letzten. Von der Kirche zurück fährt das junge Ehepaar zusammen im ersten Wagen, Brautführer und Kranzeljungfer fahren zusammen. Die Hochzeit geht vom Haus der Braut weg. Die Braut soll kein dunkles Kleid tragen, sonst hat sie ein trauriges Leben. Sie soll trachten, ihre Hand während der Eheschließung über der des Bräutigams zu halten, damit sie in der Ehe die Oberhand behält. Beim Ringwechsel soll sie ihm auf den Fuß treten. Regen während der Trauung bedeutet Glück. Das Brauthemd darf sich die Braut nicht selbst nähen, auch nicht das Brautkleid:

1) Chiavacci, Aus dem Kleinleben der Großstadt, S. 3 ff.

2) Höfer, Kinderglaube, S. 64.

3) Höfer, Kinderglaube, S. 111.

4) Höfer, Kinderglaube, S. 20.

So viele Stiche sie daran näht, so viele Tränen wird sie in der Ehe weinen. Die Braut soll vor dem Altar Schlüssel, Brot, Salz, Geld, ein Fläschchen Weihwasser gegen Not und um Hausfrau zu sein in der Tasche haben. Der Bräutigam muß nach der Trauung Weihwasser nehmen, ohne sich umzublicken, sonst sucht er eine andere Braut. Wenn er schon im Wagen betrunken ist, trinkt er nach der Hochzeit nicht mehr<sup>1</sup>). — Vor der Hochzeit soll man Töpfe zerschlagen und die Scherben aufheben. Daß Scherben Glück bringen, gehört überhaupt zu den geläufigsten Brauchreden in Wien. Wenn eines der Brautleute bei der Hochzeit Zahnschmerzen hat, wird die Ehe unglücklich, voll Streit. Läuft dem Brautpaar eine Kage über den Weg, dann weiß der Bräutigam, daß die Braut „falsch“ ist. Vorm Kirchgang muß man dem Bräutigam zuerst alle Kranzjungfern vorstellen und erst zum Schluß die Braut, sonst altert sie schnell. Wenn die Braut lacht, wird sie in der Ehe weinen, wenn sie weint, in der Ehe lachen. Wenn sich der Wagen verspätet, ist die Ehe bald aus; läßt der Pfarrer den Ehering fallen, kommt Unglück. Tönen die Glocken von selbst, so bedeutet dies Tod. Flackern die Lichter am Altar, wird das Paar nicht glücklich. Wenn beim Altar eine Kerze links erlischt, stirbt der Mann früher, wenn eine der rechten Seite, dann die Frau. Viel Unglück bedeutet es, wenn dem Hochzeitszug ein Leichenzug begegnet, oder wenn gar im Hochzeitshaus ein Loter liegt. Von der Hochzeitsnacht ist nicht sehr viel bekannt. Wer zuerst ins Bett steigt, stirbt zuerst. Wenn die Braut um Mitternacht das Brautkleid ablegt, stirbt sie als Frau und der Mann überlebt sie. Wenn sie es anbehält, wird sie öfter Braut. Die Braut muß in der Brautnacht die Strümpfe anbehalten, sonst hat sie lebenslang zerrissene. Das Werfen von „Hochzeitskügerln“ über das Brautpaar ist hie und da noch üblich<sup>2</sup>). Es ist in Wien alte Überlieferung, und zwar verwendete man schon im 18. Jahrhundert Zuckerwerk — auch die heutigen Hochzeitskügerln sind aus Zucker —, wie die köstliche Schilderung eines Brautführers in dem hanswurstischen Traum „Hanswurst der Brautführer auf der Hochzeit zu Limmelsdorf“ von Philipp Hafner zeigt; wir haben es hier zwar mit einer bäuerlichen Hochzeit zu tun, doch ist der Brautführer ja offensichtlich als Wiener vermeint, welcher der Kranzjungfer unter anderem „ein Pfund Hochzeitzucker zum Auswerfen“ schickt<sup>3</sup>). —

Nun müßte sich eine Überschau alles dessen hier anschließen, was der **B e r u f u n d S t a n d** an Dingen mit sich bringt, die überindividuell und als volksmäßig einzuordnen wären. Durch den gänzlichen Mangel an Vor-

1) Höfer, Aindererglaube, S. 20.

2) Höfer, Aindererglaube, S. 47.

3) Philipp Hafner, Werke, II., S. 145.

arbeiten wird dies jedoch verhindert. Groß ist, wenigstens soviel man heute sieht, die Lücke hier wohl nicht. Nur vom Berufsaberglauben wird wohl noch manches zu sammeln sein. Viele *Arbeitsbräuche* leben in aller Öffentlichkeit fort, so das Richtfest, das stets mit dem Aufrichten eines bändergeschmückten Bäumchens verbunden ist, meist bei Dachgleichfesten. Manche *Zünfte*, die an sich keine besondere Rolle spielen, haben ausgesprochen ständische Feste, besonders ein feierliches Begehen des betreffenden Heiligen als Zunftpatron. Bekannt davon ist das Theodotfest der Gastwirte. Die Rauchfanglehrer feiern den Tag des hl. Florian in der Margaretker Florianskirche<sup>1)</sup>.

### Alter und Tod.

Zu den Festen des Lebens zählen die in der Großstadt unter Umständen recht nachdrücklich gefeierten *Wiederholungshochzeiten*, also silberne und goldene (und die mehr sagenhaften diamantenen und eisernen) Hochzeiten. Die goldene Hochzeit soll der erleben, der bei der Hochzeit ein Zündholz in der Hand ausbrennen läßt, ohne sich zu verbrennen. Zur silbernen Hochzeit läßt man nicht selten den Ehering verändern, zum Beispiel eine silberne Auflage darauf arbeiten. Diese Wiederholungshochzeiten werden häufig auch kirchlich gefeiert. In Festfreude wird hier besonders am Stadtrand oft noch bäuerliches Barockausmaß erreicht, wenn man etwa in den Gärtnerkreisen trotz beschränkter Geldmittel noch goldene Hochzeiten mit über achtzig Gästen feiert, dabei im Fiaker zur Kirche fährt, der hier offensichtlich als feierlicher empfunden wird als das Mietauto, und in Speise und Trank recht beträchtliches leistet. Wenn eine „grüne“ und eine Wiederholungshochzeit gleichzeitig gefeiert werden, soll eine der beteiligten Personen noch im gleichen Jahre sterben.

*Krankheit* und *Tod* spielen ihre Rolle in der Großstadt noch immer unter den Begleitumständen volksmäßigen Glaubens. Wer knapp dem Tod entgeht, „ist dem Gangerl“ (= Teufel im Wortsinn) oder auch „dem Totengraber von der Schaufel abaghupft“. Da gegen den *Tod* aber „ka Kräntel gewachsen“ ist und er sich auch schon durch verschiedene Vorzeichen angemeldet hat, so kommt er endlich. Die Kinder können den *Tod* vom Vater zurückhalten, wenn sie recht weinen; da lebt er dann noch einige Jahre. Im *Todeskampf* muß man dem Sterbenden ein Kreuz in die Hand geben und eine geweihte Kerze muß neben ihm brennen. Dem Toten legt man die Hände auf

<sup>1)</sup> Alfred Miffong, Heiliges Wien, Wien 1933, S. 141.

die Brust. Der Spiegel soll schwarz verhängt werden. Die Uhr soll man stehen lassen, „sonst schlägt der Teufel zwölf!“ Ein Toter, der die Augen offen hat, schaut der Verwandtschaft nach oder sieht sich den nächsten an. Der Todesschweiß heilt erblindete Augen. Die Füße des Toten soll man gegen die Tür richten, sonst kommt er wieder. Wenn der Tote draußen ist, soll man die Tür fest versperren. Die Fenster dagegen werden aufgemacht, damit die Seele hinaus kann. Wenn man dem Toten Blumen stiehlt, so holt er sie sich nachts wieder. Ein Kuß, den man einem Toten gibt, heilt alle Furcht. Dem Toten darf man nichts Schlechtes nachsagen. Gewöhnlich legt man den Toten in seiner besten Gewandung in den Sarg, gibt ihm auch Beigaben, wie Heiligenbilder — häufig Wallfahrtsbilder in größerer Menge — mit, auch die Münze, mit der man ihm die Augen schloß. Wenn der Verstorbene schon steif ist, sobald man ihn in den Sarg legen will, braucht man ihn bloß beim Namen zu rufen, dann läßt er sich biegen. Wenn es beim Leichenbegängnis regnet, stirbt ein Verwandter. Das letzte Paar im Leichenzug stirbt zuerst. Das Druckenlassen von Sterbbildchen, also Traueranzeigen mit Heiligenbildern, ist nur sehr vereinzelt üblich, während es in Niederösterreich wie sonst in den Alpenländern feste Sitte ist. — Neben dem verschiedenartigen Totenglauben, wie er besonders von Höfer aus Kindermund gesammelt wurde<sup>1)</sup>, ist das Leichenbegängnis im Volk von einer gewissen Bedeutung, da die sogenannte „schöne Leich“ keine Redensart, sondern ein wirklicher Wunsch einer breiten Schichte im Großstadtvolk ist. Die Wandlungen der äußeren Form des Leichenbegängnisses vom schlichten josephinischen Brauch bis zum „Pompfüneberer“-Leichenzug der Gründerjahre hat Heinrich Reinhart am aufmerksamsten beobachtet und geschildert<sup>2)</sup>. An den Leichenzug knüpfen sich nicht nur wieder verschiedene Glaubensvorstellungen, sondern auch der Gedanke der „letzten Ehre“, der schon manchen Armen dazu bestimmt hat, für dieses Fest seines Lebens alles möglichst gut vorzubereiten.

## Volkskunst und Volksleben.

Die Abschnitte Jahreslauf und Lebenslauf haben in ihrer Aufzählung des Brauchtums wie der damit verbundenen Glaubensvorstellungen zu zeigen versucht, daß das Altwiener Volkstum und sein Erbgut durchaus mit dem gleichgearteten Gute des Gesamtvolkes in Verbindung steht. Dasselbe soll

1) Höfer, Kinderglaube, S. 104.

2) Reinhart (Österreichisches Jahrbuch, Bd. 18, S. 217 ff.).

nun noch an jenen Gütern und Lebensäußerungen gezeigt werden, welche keine festen Terminbindungen besitzen, keine unbedingte Stellung in den Merkzeiten des Jahres und des Lebens. Hieher gehört die gesamte Volkskunst, die Volksweisheit und Volkssprache mit ihren festen Prägungen alter Art. Hieher gehört aber auch, was an festlichem Leben, das mit dargebotener Kunstübung in engerem Zusammenhang steht, sich nicht in die großen Lebensspannen einordnen ließ und oft in seinem Wesen, als städtische, ja großstädtische Vergnügungsmöglichkeit auch tatsächlich über diese vor-städtischen Lebensspannen hinausgeht und zum Neuwuchs in Sache und Wesen hinführt.

## Volksdichtung und Volkssprache.

### Kleindichtung, Sprichwort, Redensart.

Die Kleinformen der Volksdichtung, die Volksweisheit und verwandtes Gut scheinen zum beharrsamsten zu gehören, was an volksmäßiger Prägung in immer alt-neuen Formen verwendet und verbraucht wird. Vom *K i n d e r s p i e l* und von seinen Sprüchen und Liedern wurde schon oben gesprochen. Auszählreime finden sich wie in allen deutschen Landschaften, so

I wir da was dazöhl'n:  
 Von da langen Elln,  
 Von da kurzen Woch'n  
 Hat mei Vata a Fadl<sup>1)</sup> agstochn.  
 I a Wurst,  
 Du a Wurst  
 Und da Hiasl an bratanen Hasn,  
 Und da Loisl a Bagl auf d'Nasn.

Nichts ist dabei bemerkenswerter, als daß jedes Kind in diesem Fall „Vata“ mit dumpfen a sagt, während sonst das bekannte wienerische „Vatta“ mit sehr hellem a nahezu unumschränkt herrscht. Hieher gehören weiter die Erzählungen für das Kleinkind, zum Beispiel „A Bauer hat neun Söhn ghabt, und wann er s' zum Essen gruafn hat, hat er gruft: Hans, Thoml, Vogl, Furi, Küapl, Lippl, Wasfl, Veitl, Lenz! Zu da Suppen kemmts!“ — Das große Gebiet der *S p r i c h w ö r t e r* und sprichwörtlichen Redensarten hat für Wien eine sehr ungleichartige Behandlung gefunden. Die auffällige Menge von stehenden Redensarten hat zu wiederholten Ansätzen von Sammlungen ge-

1) Zertel.

führt, von welchen die von Max Mayr<sup>1)</sup> mit 442 Redensarten die weitaus umfangreichste ist. Nur 80 davon sind uns heute ungeläufig, was darauf zurückgeht, daß Mayr ein ziemlich altartiges Wienertum, etwa das um 1870, im Auge hatte. Andererseits gibt es Neubildungen, beziehungsweise überhaupt Redensarten, welche bei Mayr nicht stehen, aber durchaus geläufig sind. Einige Proben aus unseren Aufzeichnungen müssen hier genügen.

Liaba 'n Magn varrenken, als 'n Wirt was schenken.

Mir werdn schon segn, wem da Vata 'n Schimmel schenkt.

Floh auf da Hand, Briaf vom Land.

Himmel, tua di auf und laß Zwanzga regna.

Es und enß san Tisch und Bänk.

A leera Sack steht net.

Was leer steht, want net.

Wann ma di net hättu und in Löffel, müßt' ma d'Suppen mit da  
Gabel essen.

Ach Gott, — neun Heilige, und da Zehnte war a Diab.

Der macht in drei Tag mehr wia-r in an. (Ein langsamer Arbeiter.)

Er kommt dazua, wia a blinde Henn zu an Wazferndel. (Zufällig.)

Der schaut aus, wia d'Henn untan Schwaf. (Kränklich.)

Schon Mayr ist es aufgefallen, daß in verschiedenen Wiener Ausrufen und Redensarten offensichtlich Teile von älteren Liedern erhalten blieben. Eine genauere Durchsicht des Volksliedgutes würde dies ganz besonders deutlich machen. Einiges davon ist schon heute klar, so: „Warst net auffigstiegn, warst net awigfalln.“ — „Drahn ma-r-um und drahn ma-r-auf.“ — „Hat ihm schon“ (nach einem Lied der Mannsfeld). — „Habns a-n Idee?“ — In diese Gruppe gehört auch: „Da Mensch muuß a Freud haben“; — was öfter mit Verwendung des doppelstimmigen Wortes „Mensch“ ergänzt wird: „Und wann a ka Freud hat, so muuß ar a Mensch habn.“ Bei allen diesen Volksliedreimen, die als Sprüche verwendet werden, muß aber bedacht werden, daß sie vermutlich in überwiegender Mehrzahl älter als die betreffenden Volkslieder sind, da diese erst auf derartige Redensarten wieder aufgebaut wurden. Ein Beispiel ist das weinselige „A so a Kauscherl, des is ma liaba, als wia-r-a Krankheit oder a Fiaba“, was ein junger Couplet-Rehrein ist, als „Wiener Maxime“ jedoch schon von Nicolai 1781 in der Form „Ein Kausch ist besser als ein Fieber“ bezeugt ist<sup>2)</sup>. — Das Sprichwort selbst wurde im Gegensatz zur Redensart

1) Max Mayr, Wiener Redensarten, Wien 1924.

2) Nicolai, Reise durch Deutschland usw., Neuauflage, Wien 1921, S. 184.

nicht gesammelt, oder doch nur vermischt mit dieser, obgleich eine kleine persönliche Sammlung in kurzer Zeit erwies, daß der Sprichwortschatz in Wien durchaus nicht klein ist. Aus der Sammlung von etwa zweihundert Sprichworten sei hier wieder nur eine Probe gegeben:

Überall is guat, aba z'haus isfs am besten.  
Wannst heiratst, wird alles guat.  
Da gehst zua wia-r-in ana Judenschul. (Lärmend.)  
Klane Kinder, klane Surgn, große Kinder, große Surgn.  
Die klan' Kinda treten da Muatter auf de Zehn, die großn aufs Herz.  
Wia ma de Kinda aufziagt, so hat mas.  
Der is bekannt wias falsche Geld.  
Seß di am Dam, da is no kana abagsfalln.  
Da hat a Ganslwagen umgeschmissn. (Lärmende Mädchengruppe.)  
'N Dreck a Watschn gebn. (Erfolglose Bemühung.)  
Mitn Schubkarrn übers Maul fahren. (Barsch in die Rede fallen.)  
Und wanns Schnastabubn regnt. (Bei jedem Wetter.)  
De hättn de Taubn net schena zsamm tragn kenna.  
De (Watschn) hat a, de nimmt eam da Papst nimma oba.  
Märzenschnee tuat den Feldern weh.  
Märzenstaub is a jeds Kerndl an Dukatn wert.  
Wo Mistus, da Christus.  
Weibasterbn, ka Vaderbn, aba s' Rosßbarreckn kann in Bayern schreckn.  
Der Tod will a Ursach habn.  
Junge Leit kennan sterbn, alte Leut müassn sterbn.  
Der frist in Teisl d' Ohrwascheln weg.  
Hunga is da beste Koch.  
Des is auf an hohln Zahnd. (= wenig).  
Auf den Messa kennt man noch Rom reitn. (= stumpf.)  
Do gehst zua, wo kan Tür is.  
Des paßt wia-r-a Faust auf a-n Augn.  
Der hat mehr Schulden als Haar am Kopf.  
Der beste Freund is der im Sack. (= Geldbeutel.)  
Beda Spara findt sein Zehra.  
Schene Leut habn schene Sachn.  
Fürs G'habte gibt da Jud nix her.  
Des is g'hupft wia gsprungn.  
So gschwind schiaßn de Preißn net.  
Besser schlecht fahren wia gut gehn.

Bessa Beneida wia Bemitleida.

Wer want, den soll man no was wegnehma.

Umsunst is da Tod, und der kosts Lebn.

Da Pfarra predigt nur amal.

Wer net kummt zur rechten Zeit, der muuß warten, was übrig bleibt.

Allwei schen is nia schen.

Was größa is wia-r-a Laus, tragt ma z'haus.

Seltn an Schadn, wo net a Nutz'n dabei is.

Wem net zun raten is, is net zun helfen.

Was net is, kann werdn.

Wer nig daheirat und nig daerbt, der bleibt a arma Narr, bis daß er  
sterbt.

Zu diesem eigenartigen Schatz kommen noch andere ähnliche Dinge. Daß es in Wien eine Art von *Bannformel* zur Bannung der Schmetterlinge gibt, nämlich „Papler, Papler, seß di, bist da allerleßte“, sei hier erwähnt; ähnliches Kindergut sind die Judenspottsprüche

Jud, Jud, spuck in' Hut,  
Sag der Mama, das ist gut,

und

Jud, Jud, spuck auf d' Leut,  
Mach die alten Weiber gscheit,

was im niederösterreichischen Waldviertel variiert wird:

Jud, Jud, spuck auf d' Leut,  
Hast in d' Höll a net weit.

Auch einige merkwürdige *Grüße* gehören hier genannt: „Pfiat di Gott mit Rosenwasser — das d' net stinkad wirst.“ „Serwas mit Lins“ — was Mayr auf die Hülsenfrüchternahrung der Sträflinge zurückführen will, ohne daß ein zwingender Grund hiefür ersichtlich wäre. — „Grüaß di Gott, Steira!“; „Laß s' n-s eam grüaßen, schmalzn soll a s-s selba“.

### Volkslied.

Bei den Redensarten konnte schon darauf hingewiesen werden, daß hier Zusammenhänge mit dem *Lied* bestehen. Dessen textliche Stellung muß also schon hier besprochen werden; seine musikalische ist allerdings von größerer Bedeutung. Das Wienerlied zerfällt der Herkunft nach in einige deutlich unterscheidbare Gruppen. Außer dem volksmäßigen Kinderlied steht das dem

bäuerlichen Volkslied entsprechende alte Volkslied der Stadt dem alten deutschen Liedschatz, der durch seine besondere Formgebung und Formelhastigkeit ausgezeichnet ist, am nächsten. Es sind nach den Aufzeichnungen Raimund Zoders<sup>1)</sup> und anderer, auch eigenen, in Wien so ziemlich noch alle Kategorien des auch in Niederösterreich<sup>2)</sup> gesungenen Liedes anzutreffen. Das alte „Stand ich auf hohem Berge“ ebenso wie eine Form des Liedes vom Bayerischen Hiasl<sup>3)</sup>. Das sentimentale Liedgut aus dem frühen 19. Jahrhundert, etwa „Heinrich schlief bei seiner Neuerwählten“, „Müde kehrt ein Wandersmann zurück“, oder der „Ritter Ewald“ steht neben barocken Liedresten wie dem Lied vom Kanapee. — Ein Beispiel soll hier zeigen, wie diese Art des Volksliedes in Wien aussieht.

Friederike, Friederike, geh mit mir spazieren,  
 Karl nein, Karl nein, du könntst mich verführen.  
 Hab i's net gsagt, hab i's net gsagt,  
 Daß das die Liebe macht,  
 Hab i's net gsagt, hab i's net gsagt,  
 Daß das die Liebe macht,  
 Heut is zum erstenmal,  
 Daß i di fragen tue,  
 Heut is zum erstenmal,  
 Daß i di frag.

Friederike, Friederike, geh mit mir in Wald.  
 Karl nein, Karl nein, da is mir zu kalt.  
 Heut is zum erstenmal usw.<sup>4)</sup>

Beliebt ist das *S o l d a t e n l i e d*, das von den Burschen häufig in geschriebenen Liederbüchern aufbewahrt wurde. Lieder wie „Im Jahre 66, da ging der Tammer los“ sind wohlbekannt. Die Lieder des Schützenregimentes Nr. 1

1) Diese Aufzeichnungen sind in den Bänden der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ zerstreut, sowie in den Einzelblättern der „Alten Lieder fürs Landvolk“. Außerdem waren mir die Aufzeichnungen im Archiv des Volksliedarbeitsausschusses für Wien und Niederösterreich zugänglich, wofür ich Prof. Zoder zu Dank verpflichtet bin.

2) Vgl. Schmidt, Volksliedlandschaft Niederösterreich (Südostdeutsche Forschungen, Bd. II., München 1937, S. 258 ff.). Das eigentliche Stadterbe hat zu wenig lebendig weitergewirkt, um hier besprochen werden zu können. Vgl. besonders Wolkon, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten; Gugitz, Michael Ambros, ein Altwiener Bänkelsänger, Wien 1928; Gugitz, Die „Liederweiber“ in Alt-Wien (Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig 1928, S. 10 ff., 24 ff.); E. K. Blümml, Der Harfenistendichter Ludwig Weibtreun (Blümml-Gugitz, Von Leuten und Zeiten, S. 257 ff.); Ferdinand Sauter, Leben und Gedichte, von Hans Reisinger und Otto Pfeiffer, Wien 1927.

3) Dominik Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 24, 1931), Nr. 625.

4) Vgl. z. B. Bender-Pommer, Oberchessflenzler Volkslieder, Karlsruhe 1902, S. 220 f.

haben August Angenetter und Emil Karl Blümml<sup>1)</sup> gesammelt, die der Deutschmeister behandelt Karl M. Klier. Die Vermengung des Liedschates dieser Großstadtsoldaten mit dem allgemein bekannten *Weltkriegsgut*, wie so manches andere ist aus den Sammlungen sehr gut erkennbar. Manche *Soldatenlieder* sind ausgesprochen wienerische Bildungen. Das vorwärtliche „*I bitt, Herr Hauptmann, bitt recht schön*“, das heute noch allgemein bekannt ist, schließt nicht umsonst mit „*In Wean, do geignans ferm*“<sup>2)</sup>. Ein sehr bezeichnendes jüngeres Lied dieser Art ist

Weil mir zwa Kamaradn san,  
 Vom anazwanzga Bataillon,  
 Dar ane haßt Hausner, dar andere Hoffmann,

das in einer anderen Fassung etwas unpersönlicher beginnt:

Mir san zwa Kamaradn, vom vierten Regiment,  
 In dar anen Hand 's Madl, in der andern 's Ziment<sup>3)</sup>.

Die beiden genannten ständigen Pflichtverlezer werden im Lied als „*harba Gründla, echte Weanakinda*“ durchaus entschuldigt. Lieder über derlei Vorgehen werden noch immer mündlich weitergegeben, so „*D wie dunkel sind die Mauern*“ oder „*Ich bin ein Bursch von einundzwanzig Jahren*“<sup>4)</sup>. Die Ballade von dem auf der Schmelz ermordeten Tischlergesellen<sup>5)</sup> gehört ebenso hieher wie das bereits erwähnte Lied vom Bayrischen Hiasl. Hier müssen die Wiener Gefängnislieder erwähnt werden. Gelegentlich wurden aus dem Kriminalgefängnis ( „*Krim*“ ) sechs Lieder bekannt gemacht<sup>6)</sup>, von denen einige, so das Spinnradlied<sup>7)</sup>, als altes Arbeitshauslied in Österreich, aber auch darüber hinaus wohlbekannt sind, andere wie „*Heut fahrn ma in die Krim*“ volksmäßige Neubildungen sein dürften. Es würde sich bei genauerer Untersuchung dieser Sträflingslieder wohl zeigen, daß sie nicht anders als das übrige Wiener Volkslied geschichtet sind. Einen Niederschlag haben Sträflingslieder auch in den Gefängnisinschriften gefunden, wie sie Albert Petrifovits<sup>8)</sup> gesammelt hat. Alpenländisches Gut und volkstümliches

1) Lieder der Einserschützen. Hg. von E. K. Blümml und A. Angenetter, Wien 1924. (= Deutscherreichische Bücherei, Bd. 3.)

2) Vgl. E. K. Blümml, in Blümml-Gugik, Altwienerisches, Bilder und Gestalten, Bd. 2, Wien 1921, 364 ff.

3) Hummel, Bibliographie, Nr. 776.

4) Hummel, Bibliographie, Nr. 30.

5) Raimund Zoder, in: Das deutsche Volkslied, XXVIII., 1926, S. 117.

6) Ernst Spitz, Du gehst vorbei. Berlin 1924, S. 59 ff.

7) Leopold Schmidt, Zum Spinnradlied. Das deutsche Volkslied, Bd. 35, 1933, S. 3 ff.

8) Petrifovits, Hinter Schloß und Riegel.

Lied des 19. Jahrhunderts stehen in diesen Inschriften nebeneinander, welche nur selten ganze Lieder bringen, dafür aber häufig durchaus volksliedhafte Wendungen zeigen. Das Formgut der Abzählreime wie der Stammbuchverse, des Sprichwortes und des Theaterliedes steht dem in diesen Inschriften zur Seite. Am Volksliedschatz ist die verschiedenartige Herkunft der Menschen wie ihrer Lieder oft sehr deutlich erkennbar. Die Lieder wurden selbstverständlich ihrer Mundart entkleidet, aber manches stark landschaftlich gebundene Lied läßt sich doch seiner Herkunft nach noch erkennen, und meist ergibt sich dann, daß ein Kindermädchen oder sonst jemand, sehr häufig Hausgehilfinnen, das Lied aus ihrer Heimat mitbrachten und andere es sich zurecht- und weiterfangen. Schwer scheint dies bei den Vierzeilern festzustellen, welche recht unbeachtet da und dort noch bekannt sind. Ein selteneres als Beispiel:

Durt soll i bleibn, da soll i bleibn,  
 Meiner Muatta soll i d' Erdäpfel reibn,  
 Durt bleib i net, da bleib i net,  
 Meiner Muatta reib i d' Erdäpfel net.<sup>1)</sup>

Gerade Vierzeiler haben sich auch Vergrößerungen und Umänderungen am meisten gefallen zu lassen. Der bekannte „Und wenn du glaubst, ich lieb dich nicht“ heißt in einer solchen derben Form:

Und wenn du glaubst, ich lieb dich nicht  
 Und treib mit dir nur Scherz,  
 Dann zünd beim — a Kirzal an  
 Und leucht mir in das Herz.

In dieselbe Richtung gehören zeitbedingte Umbichtungen, wie sie häufig das halbsoldatische Lied

Und wann i mei Häuserl vakauf,  
 Dann geh i ins Wirtshaus und sauf,  
 Dann sagens mein Botern, i bin a Soldat,  
 Der alles versoffen hat<sup>2)</sup>

betrachten.

1) Als „Liedchen eines Regelmessers im Prater, der einem halben Duzend Stimmen zugleich gehorchen sollte“, hat C. J. Weber, Deutschland, Bd. 2, S. 227, schon 1834 den Vierzeiler aufgezeichnet:

Kugeln soll i holn, Kegeln soll i schieben,  
 Wegga soll i gengen, do soll i bleiben, —  
 Kugeln hol i nit, Kegeln schieb i nit,  
 Wegga geh i nit, und do bleib i a nit.

2) Angenetter-Blümmel, Lieder der Einserschützen, S. 158, Nr. 81.

Abbrunden kann diese wenigen Bemerkungen vielleicht ein Blick auf das Augenmerk, welches dem Liedleben der alten Stadt von außen her geschenkt wurde. Ohne daß die Beobachtungen von Reisenden immer richtig sein mußten, so stellte sich ihnen doch das Wiener Lied hauptsächlich in drei Gattungen vor: in den Vierzeilern, den Couplets und den Walzerliedern. Alle drei Arten sind fraglos nicht in jenem Sinne „Volkslieder“, wie es die bereits erwähnten Balladen sind. Es handelt sich vielmehr um das Liedgut der Heurigenstuben und anderer, oft recht übler Gaststätten, die leider von den Reisenden schon im Vormärz als typisch wienerisch-volkstümlich angesehen wurden. Hieher gehört es beispielsweise, wenn Groß-Hoffinger 1833 als einer der ersten, die das Wiener Lied erfasst haben, gerade einen erotischen Vierzeiler abdruckte<sup>1)</sup>, der auch sonst in den Alpenländern weit verbreitet ist. In Wien stammt er vermutlich aus dem „Fiaaker-Milieu“, das mit seinen „Purzmanufuhren“ und ähnlichen Dingen hiefür heranzuziehen ist, und dem auch die berüchtigten Spittelberglieder angehören. In dem betreffenden Altwiener Prostituiertenviertel wurde im nächstlichen Vergnügungsbetrieb äußerst urwüchsig gesungen, ein Vierzeilergut, das zu guten Teilen auch heute noch in Österreich bekannt ist; schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden dort angeblich etwa tausend derartige Stanzeln gesammelt, von denen Friedr. Schlägl schrieb: „Was man sang? Meine Feder würde erröten, wenn ich versuchte, nur eine Zeile niederzuschreiben.“ Diese große Sammlung scheint denn auch verschwunden zu sein. Dennoch hat E. K. Blümml eine Handschrift mit 68 solchen Vierzeilern aufgefunden und veröffentlicht; es handelt sich dabei um durchwegs erotische Stanzeln, vielfach mit örtlichen Anspielungen aus den Jahren 1812—1831<sup>2)</sup>. Die zweite, besonders in Abhängigkeit vom Theaterlied gepflegte Gattung, das Couplet, war das eigentliche Volksfängeli, besonders von der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Die Wiener Volksfänger von den Harfenisten über Moser und Kampf bis zu Guschlbauer und den Ausläufern in der Gegenwart<sup>3)</sup> sangen meist die Lieder, welche ihnen ihre Dichter und Komponisten, zum Teil völlig im Dunkel stehende Persönlichkeiten, lieferten, die je nach der Tagesmode von überall her Anleihen nahmen. Erhalten sind sehr viele dieser Lieder auf den Flugblättern der Firmen Mosbeck, Barth, später besonders Blaha. Seit die Tiroler Nationalfänger im Vormärz öfter in Wien aufgetreten waren, kamen bei den Volksfängern auch alpenländische Volkslieder vor, ja werden auch aus

1) Normann-Groß-Hoffinger, Wien wie es ist, 1833, II., S. 36.

2) K. Giggelthner und G. Littschauer (= E. K. Blümml und G. Guggl), Der Spittelberg und seine Lieder (= Alt-Wiener Sittengeschichte, I.), Wien 1924, Privatdruck.

3) Vgl. Josef Koller, Das Wiener Volksfängertum, Wien 1928.

Flugblättern wieder gedruckt, oft mit falschen Verfasseramen, oft als „Arrangements“; jedenfalls verbreiteten sie sich von hier aus oft aufs neue oder auch erstmalig in Wien. Das Volksfängerlied in der Form des aktuellen Couplets artete besonders in der Gründerzeit häufig nach der zotigen Seite hin aus, die im Großstadt-Ubergang auch häufig von Sängern (Ulke, Hornischer) gepflegt wurde. Das Walzerlied hat sein Leben vom Wiener Walzer empfangen und war durch Textunterlegung wie durch Parodie zeitverbunden. Es beherrschte vor allem die Zeit des Walzerkönigs und ist heute nur mehr in Resten geläufig, durch das Verschwinden des textierten Walzers an sich bereits, durch den Rückgang des Walzers im allgemeinen völlig zurückgedrängt.

### Volkserzählung.

Märchen, Sage, Schwank und Legende als die Gruppen der erzählenden Volksdichtung gewähren weit weniger Material als das ungeordnete, noch schlecht gesammelte, aber doch reichlich vorhandene der sogenannten gebundenen Volksdichtung. Vom Märchen findet sich wohl am wenigsten. Die Zwischenstufe des Märleins ließe sich gewiß in manchen Fällen finden, doch hat man dann wohl meist Erzählgut einer noch durchaus bäuerlich beeinflussten Schichte vor sich. Als Beispiel sei jenes Märlein gebracht, das sich bereits im Pantshatantram<sup>1)</sup> findet und das mit einem dem unseren verwandten Spruch auch in einigen deutschen Landschaften aufgezeichnet wurde. „A Mann hat a böß's Weib ghabt, und des hat eam allaweil nur mit Kiaka (?) gfüadert. Da hat a dann, damit des amal aufhört, allaweil gsagt:

Bier und Brot, des is mei Tod,  
 Uba da Kiaka, der macht mi wacka.

Wie de Frau des ghört hat, hat sa si denkt, den wir i helfen, und hat eam von jekt an nur mehr Bier und Brot geben. Und davon is a so starf wurdn, daß a alls zusammenghaut hat.“

Ein Schwank anderer Art ist die Geschichte von den drei Mädchen auf dem Ball.

„Da ist a Ball gwesen, und da gengan die drei Madeln a aufn Ball. Na und da is halt a Tänzer kumma. Die ane hat an wechn Fuaf ghabt und an Batschn an. Wie s' der zum Tanz hat bitten wolln, hats gsagt: Mit

<sup>1)</sup> Gottfried Henßen, Volksschwank (Volkstündliche Texte, 2).

an Batschn tanz i net'. Die andre setzt si mit eam auf a Bank und der is allaweil näher grueckt, aber sie hat glaubt, des is a Rag und hat gesagt: ‚Geh weg, Rag!‘ Da geht er zu der dritten und bewundert dera ihre schönen Zähnd. Da sagts: ‚Da hintre hat a Loch!‘ —

Während hier der Freier durch die aus Mißverständnissen entstandenen Aussprüche abgeschreckt wird, vertreiben in einem zweiten Schwank, einer Form der weitverbreiteten „Drei lispelnden Schwestern“ die Mädchen auf andere Weise — höchst unabsichtlich — ihre Freier.

„Da hat a Muatta drei Tachta ghabt. Und de habn an Sprachfehla ghabt. Da habn si drei Baehra eingfunden und de Muatta hat eana aufbotn, se solln nix redn. Und so san s' abends spazieren gangan, net, na wie se a Weil spazieren gengan, sagt de ane auf amal: ‚Da deit an Dü!‘ (Da krenkt a Grill!) Sagt de zweite: ‚Do dei do dü!‘ (So sei do stüll!) Sagt de dritte: ‚Quat da de ni doto!‘ (Quat, daß i nix gsagt hab!)“<sup>1)</sup> —

Die Schwank erzählung, wie alles Heitere, liegt dem Wiener Volk am meisten und lebt denn auch immer wieder auf. Blümml hat aus Wien eine große Zahl von rein erotischen Schwänken aufgezeichnet<sup>2)</sup>, welche jedoch durchaus nicht allgemein bekannt sind, und deren Volkläufigkeit nicht immer feststeht. Immerhin gehören sie wohl in ähnlichen Formen zum Erzählgut, wenn man von einem solchen in der Großstadt sprechen will. Bezeichnenderweise werden alte Schwankmotive an bekannte Personen angeschlossen und um diese wird ein ganzer Erzählungskranz gebildet. Kaiser Josef II., der als Volkskaiser heute noch in legendärem Ansehen steht, ist von solchen Erzählungen umgeben. Ein Beispiel aus dem Erzählchatz eines Wiener Eierhändlers, der, vermutlich tschechischer Herkunft, doch ein hervorragender Erzähler war und behauptete: „Is a Wurt und kann ma draus machen tausend“.

### Kaiser Josef und die Steuerbeamten.

„Ein Bauer hat wollen Steuer zahlen gehen, kommt jedoch nach Amtsschluß und kann daher nicht mehr zahlen. Er geht die Stiegen hinunter, trifft den verkleideten Kaiser und dieser rät ihm, es noch einmal zu versuchen, er werde schon handeln. Der Bauer geht wieder hinauf. Von den Beamten wird er jetzt grob abgewiesen und schreit darauf das Gözzitat. Darauf läuft er davon,

1) Vgl. J. Bolte, Der Schwank von den drei lispelnden Schwestern (3. f. Bl., Bd. 3, Berlin 1893, S. 58 ff.).

2) J. Volsterec, Schwänke und Bauernerzählungen aus Niederösterreich (= Futilitates, Bd. II), Wien 1907.

und alle Beamte ihm nach, aus allen Türen. Unten aber steht der Kaiser und ruft: Was, Steuer nehmts ihr keine an, aber dazu habts Zeit, zum A . . . =  
lecken rennts ihr gleich alle her?“

Der Mann erzählte auch eine Fassung des Schwankes von Kaiser und Abt, vom Läusehemd und anderes, stets mit Beziehung auf den Kaiser Josef. Sehr bezeichnend war für den Mann und seine Geschichten auch eine derbe Witzgeschichte von einem Priester und einer Nonne, in gröblichem Schwankstil erzählt.

Während wir hier und bei den mit diesen Geschichten verbundenen erotischen Witzern die niederste Stufe von Erzählgut vor uns haben, hat die Wiener *L o k a l g e s c h i c h t e* eine große Anzahl von Sagen nachgewiesen, welche besonders ausdeutende Lokalsagen, Geschichten von alten Häusern und Hauszeichen sind. Ihre Lebendigkeit ist aber recht dürftig. Eigentlich leben sie bloß in den Volksschullesebüchern. Erzählt wird man diese Dinge kaum hören. Für eine Großstadtvollkunde müssen daher die Sagen vom Stefans-turm, vom Basiliskenhaus, von der Keule im Notenturmtor, vom Stock im Eisen und alle ähnlichen wohl ausscheiden. Sie haben ihr wirkliches volksthaftes Leben schon seit langen Jahrzehnten verloren. Nur in der Umgebung Wiens und am Stadtrand, besonders im Westen, hat sich auch von solchen Dingen einiges erhalten. *T ü r k e n s a g e n*, die Geschichte von der Agnes beim Agnesbrünnl und einige *L e g e n d e n* leben wohl noch weiter. Von einer Neubildung dieser Formen kann vielleicht auch gesprochen werden, wenn man bedenkt, daß eine Legende von einer Maria im Baum<sup>1)</sup> sich in den letzten Jahrzehnten urplötzlich herumsprach, welche visionär gesehen worden sein soll. Auf geistig altem Boden stehen ferner die Geschichten, welche man sich vom ehemaligen *K a i s e r h a u s* erzählte, auch wenn hier verschiedene gedruckte Erzählungen sicherlich eingewirkt haben. Die Geschichten um den Tod des Kronprinzen Rudolf, vom Wiederauftauchen des verschollenen Johann Orth gehören hier genannt. Hier liegt eine Wiener Stadtüberlieferung vor. Schon das Wien des 18. Jahrhunderts und des frühen 19. kannte diese Art der Sagenbildung, wie sie vermutlich auch schon im Mittelalter geläufig gewesen war<sup>2)</sup>, auch damals nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Herrscherhaus. So war Wien beim Tode Josefs II. von Gerüchten und Anekdoten erfüllt<sup>3)</sup>, beim Tod Leopolds II. sprach man wieder einmal von Vergiftung. Charakte-

1) Rudolfsheim und Fünfhaus, Heimatbuch: S. J. Buß, Auf der Schmelz, S. 123.

2) Vielleicht zum ersten Mal beim Tod Friedrichs des Streitbaren 1246 bezeugt (Julius von Newald, Der letzte Babenberger, in: Die Kultur, Wien 1911, Bd. 12, S. 352 f.).

3) Schönholz, Traditionen aus dem alten Österreich, I., S. 64.

ristisch und an die Schatzantofagen im Weltkrieg gemahnend sind die Nachrichten über Sagen, die 1809 im Umlauf waren, als die Reichskleinodien aus Wien geflüchtet wurden. Damals sprach man davon, daß Kaiser Franz sein Privatvermögen in Fässern habe wegschaffen lassen, daß dabei einzelne Dukaten herausgefallen seien, und nichts davon scheint sich bestätigt zu haben<sup>1</sup>).

Neben diesen sehr typischen Erzählungen, die an sich recht kurzlebig scheinen, in ihrer Thematik aber ähnlich wie die Gebetsparodien immer wieder auftauchen, gab es im alten Wien auch Sagen und Märlein, die zum Teil von den bäuerlichen Dienstboten mitgebracht, jedenfalls hier in gewissen Zwischenschichten eifrig weitererzählt wurden. Aus Grillparzers Selbstbiographie ist diese Stimmung bekannt. Schönholz hat derartige „Ammenmärchen“ und ihre Erzählformen für den Vormärz sehr anschaulich aufgezeichnet<sup>2</sup>). Daß dazu verschiedene in der Zeit liegende Stoffe traten, ist uns gleichfalls durch Schönholz bekannt, so das Auftreten von Kerkerfagen, die mit den Geschichten um die Pariser Bastille, der Furcht vor Freimaurern und geheimen Gesellschaften der Zeit zu verstehen sind, die man vom Schauerroman bis zum Wiener Jakobinerprozeß verfolgen kann. Damit hängt das Erzählen von Burgverliesen und Eisernen Jungfrauen zusammen, die wieder halb als romantischer Spaß, in Wirklichkeit wiedererstanden etwa in Lagenburg als Unterhaltung der höfischen, in Schönau als Schänder der bürgerlichen Gesellschaft; nicht umsonst griff Literatur und Theater nach den Ritter- und Schauerstoffen<sup>3</sup>), deren falsche Romantik in der Wiener Volksliteratur noch jahrzehntelang nachgeisterte, von wo der Schritt zur eigentlichen städtischen Sagenüberlieferung nicht weit ist.

Manche dieser Erzählungen erhielten sich lange Zeit, manches kam außerdem stets als Neuwuchs hinzu. Wesentlich war und ist dabei die für die Sagenbildung typische Erscheinung der Kristallisation um einen festen Kern, der in den Sagen vom plötzlichen Herrschertod durch tatsächliche Vorgänge gegeben ist und im weiteren Leben oft durch besondere Popularität der betreffenden Persönlichkeiten bedingt wird. Im Schwank vor allem waren es derartige Individualitäten, an deren Leben und Aussprüche sich die Volkserzählungen anheften konnten<sup>4</sup>). Nicht zuletzt waren es in Wien volksbekannte Musiker, zum Beispiel Josef Hellmesberger, von dem ungezählte Anekdoten umliefen, die oft ganz selbstverständliches Wandergut waren, oft aber auch

1) Schönholz, Traditionen, I., S. 190.

2) Schönholz, Traditionen, I., S. 112 ff. Vgl. auch die Katakomben-Geschichten!

3) Vgl. Schmidt, Germanisch-Romanische Monatschrift, Bd. 26, S. 290.

4) Zusammengestellt und neu erzählt finden sich viele derartige Anekdoten bei Mirko Jelusich, Geschichten aus dem Wienerwald, Wien 1937.

an tatsächliche Aussprüche des einfallreichen Mannes anknüpfen, der richtig volksmäßige Wortweise zu prägen verstand, zu deren Verständnis nur die Wiener Mundart befähigt. So geht von ihm heute noch ein Wort über ein Konzert eines großen Lehrerchores um, dem selbstverständlich besonders viele Zuhörer aus dem Lehrstande beiwohnten. Hellmesberger sah in den Saal und bemerkte: „I hab den Saal schon voller gsegn; i hab den Saal schon leerer gsegn, — aber so voller-leerer (= voller Lehrer) hab i'n no net gsegn!“ Die Erscheinung der Kristallisation weist dann bereits zum Neuwuchs hin, der besonders mit dem politischen Witz hier anschließt.

Eine starke Zersplittertheit ist dem ganzen Umkreis der Volksdichtung wohl anzumerken. Die *V o l k s p r a c h e*<sup>1)</sup>, welche nach der Aufnahme italienischer, französischer und spanischer Elemente in jüngerer Zeit so viel tschechisches Gut aufgenommen hat, weist in dieselbe Richtung wie die Tatsache, daß tschechische Lieder neben deutschen gesungen wurden, etwa von Lehrmädchen, die sie in einer Werkstatt voneinander lernten. Neben diese Zersplittertheit tritt eine geistige, welche bei den Gebilden des Großstadtwuchses noch zu erörtern sein wird.

### V o l k s m u s i k u n d T a n z .

Der Ruf Wiens gründet sich seit mehr als hundert Jahren zum größten Teil auf seine Musik. Schon im 16. Jahrhundert hatte zwar Schmelzl gepriesen: „Mehr Musicos und Instrument / Findt man gewißlich an khainem End“<sup>2)</sup>, doch mußte erst das überwältigende Finale des Barockzeitalters kommen, das die großen österreichischen Musiker brachte, an welche sich die Romantiker oder wie man nun die Giganten um 1800 nennen will, zeitlich und geistig angeschlossen, daß die Musikstadt Wien ihren Ruhm begründete, der in der Folge von zwei Strömen ständig gespeist wurde: von der hohen Kunst und von der Volksmusik. Die neuere Volksliedforschung hat an einer großen Anzahl von Beispielen erweisen können, daß die Wiener Klassiker die Volksmusik kannten und nutzten<sup>3)</sup>. Dementsprechend und aus den zeitgenössischen Quellen läßt sich diese Musik auch werten, welche wenigstens seit der Barockzeit ständig in Verbindung mit der alpenländischen Musikübung gestanden haben muß. Für das Barocklied hat Paul Nettel<sup>4)</sup> nachdrücklich darauf hingewiesen. Aus der *T a n z m u s i k*, welche in den Alpenländern und in Wien

1) Vgl. Max Mayr, Das Wienerische, Wien 1924.

2) Wolfgang Schmelzl, Ein Lobspruch der Stadt Wien, Neudruck Wien 1849, Vers 1532.

3) Vgl. R. M. Klier, Wir lernen Volkslieder! Heft III, 1937.

4) Paul Nettel, Das Wiener Lied im Zeitalter des Barock, Wien 1934.

sehr ähnlich klang, geht es heute noch hervor. Von den Volkstanzformen ist ja aus Wien nicht sehr viel bekannt, doch muß hier der Polsterltanz wieder erwähnt werden, ferner die Tatsache, daß bei den Volksängern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Tänze unter dem Namen „Steirertänze“, „Judentänze“<sup>1)</sup> und andere aufgeführt wurden. Auch die *B e s e z u n g* ist in der Wiener Tanzmusik bezeichnend. Pezsl schreibt 1786: „Der Pöbel strömt überall hin, wo eine Weinflasche blinkt und ein Hackbrett klimpert“<sup>2)</sup>. Die ältesten Walzergeiger hatten gleichfalls Besetzungen, welche denen des flachen Landes durchaus entsprachen. Meistens waren es um 1800 zwei Geigen und ein Bass. Die Linzergeiger verwendeten eine Bassgeige, Lanner in seiner Frühzeit eine Gitarre. Die Klarinette trat später hinzu. Ziehharmonika und Bassgitarre sind späte Einführungen, welche nicht mehr zur Tanzmusik, sondern zur rein instrumentalen Musik (Schrammelmusik), sowie zur Liebegleitung gehören.

Wesen und Geschichte der „*V o l k s i n s t r u m e n t e*“ ist bis heute noch kaum genauer festgelegt. Für hier müssen die Feststellungen genügen, daß zahlreiche Instrumente, die im späteren 19. Jahrhundert bereits als altertümlich-bäuerlich empfunden wurden, noch um 1800 in Wien selbst in den höchsten Kammermusik treibenden Kreisen gespielt wurden. So ist überliefert, „daß Erzherzog Franz in seinem häuslichen Terzett die Holzfidel, oder wie man es zu Wien nennt, das hölzerne Gelächter, spielte“<sup>3)</sup>. Die Drehleier war dagegen schon zu Ende des 18. Jahrhunderts in Wien Bettlerinstrument, während sie im 17. noch in manchmal sehr prunkvollen Formen hergestellt wurde. Franz Schubert hat ihre Klänge, wie sie an vielen Altwiener Straßenecken zu hören waren, in seinem „Leiermann“ festgehalten. Die noch aus dem 19. Jahrhundert überlieferten „Leirertänze“<sup>4)</sup> mögen jedoch Instrumentalstücke darstellen, die das eigenartige Instrument noch auf dem Tanzboden zum besten gab. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts scheint die Drehleier endlich durch die Drehorgel, gleichfalls als Bettlerinstrument, völlig verdrängt worden zu sein. Ähnlich erging es der Harfe, welche das Lieblingsinstrument der ältesten Volksänger bis zur Reformation durch J. B. Moser, der das Klavier verwendete, war und die sich bei Straßenmusikanten bis in die jüngste Vergangenheit erhielt, und damit wohl auch so manches eigens für die Harfe bestimmte Stück. Die Manteltrommel, welche heute kaum mehr als Kinderinstrument benutzt wird — verdrängt durch die Mundharmonika —, war um

1) Rudolfsheim-Günshaus, Heimatbuch, hg. von Edgar Weyrich, 1922, S. 8.

2) Johann Pezsl, Skizze von Wien, Neudruck, S. 238.

3) Fr. X. Huber, Beitrag zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Josef II., Leopold II. und Franz II., S. 188.

4) Eduard Kremser, Wiener Lieder und Tänze, Bd. 1, S. 231.

1800 sogar manchmal von Virtuosen, so von Franz von Gebauer (geb. 1784) gespielt, öffentlich in Konzertsälen zu hören, was auf ihre Beliebtheit im 19. Jahrhundert wohl Einfluß gehabt haben mag<sup>1</sup>). Die so wellenartige Geschichte der Beliebtheit von Volksinstrumenten mag zur Vorsicht in der Bewertung ihrer „Volksmäßigkeit“ auch in bäuerlichem Bereich mahnen.

Die Geschichte der Wiener Tanzlust ist selbstverständlich durch den Wiener Tanz anziehend geworden, welcher Wien zu seinem Ruf mitverholfen hat, nämlich durch den *Wiener Walzer*. Es handelt sich allerdings hier um einen Gesellschaftstanz, welcher nach außergewöhnlich vielen Seiten hin interessant erscheint. Seine Vorgeschichte, seine Verbindungen zu den „Deutschen Tänzen“ und zum Ländler sind für die historische musikalische Volkskunde von höchster Wichtigkeit<sup>2</sup>). Seine Verbreitung, sein Hochgetragenwerden und seine Verbundenheit mit Wien gehören zu den Fragen der Wiener Volkskunde, besonders, da die ganze Erscheinung auch mit der Zeit der Großstadtwerdung einigermaßen zusammenfällt. Der Geist der Stadt soll in diesem Tanz verkörpert sein: Ein Stück Geschichte der Stadt und ein Stück des Charakters ihrer Bewohner ist gewiß durch ihn symbolisiert. Für uns genügt hier die Feststellung, daß nach allen Ergebnissen der Walzerforschung dieser ein freigewordenes Element des älteren österreichischen Volkstanzes vorstellt und durchaus in Verbindung mit dem älteren Tanzgut steht. Seine Hochführung verdankt er Männern, welche echte oberflächliche Tonkünstler waren, aber doch zu dem Musikgut ihrer Heimat ein lebendiges Verhältnis besaßen. Nur ihnen war es eigentlich, vermutlich aus diesen Gründen heraus, gegönnt, Werke von musikalisch hohem Wert zu schaffen, da doch gerade die sonstige Walzerkomposition, auch in Wien, so unglaublich viel künstlerisch Wertloses entstehen ließ.

Mit dem Begriff der Wiener Volksmusik haben wir oben eine bestimmte Art der Besetzung verbunden. Diese ist ebenso an die ländliche Umgebung Wiens verpflichtet wie das *Musikgut*, das in dieser Besetzung gespielt wurde. Die sechs- und achttaktigen Sätze gemahnen in ihrer Melodik stets an die Ländlermusik, und ein Blick in die wenigen Noten, welche ein Bild des Repertoires der Heurigenmusiker des 19. Jahrhunderts ergeben, bestätigt dies aus Namen (Schwabenthaler-Ländler zum Beispiel) und Form der Musikstücke. „Tanz“ hießen sie meist; oft wurden sie ähnlich wie die Jodler nach Personen benannt, z. B. Stelzmüller-Tanz; oft hießen sie „Lieder“, und meist sind es dann alpenländische Liedweisen, welche hier gespielt und meist auch gesungen wurden: „Lied aus Bayern“, — „aus Oberösterreich“. Es ist

1) Schönholz, Traditionen aus dem alten Österreich, I., S. 26.

2) Fritz Lange, Der Wiener Walzer, Wien 1917 (Urania-Bücherei, Bd. 18).

die typische Heurigenmusik, welche bis heute ja fortlebt, noch in der gleichen Besetzung, die übrigens auch manchmal durch zwei Flügelhörner ersetzt werden kann, welche genau so in einfachen Terzen spielen und genau so „überschlagen“, das heißt die Unterstimme über die Oberstimme führen, wie die Geiger oder auch die Duettsänger.

Es handelt sich hier meist um *Berufsmusiker* und handelt sich schon seit langen Jahrzehnten um solche. Man wird sie jedoch kaum aus dem Zusammenhang des Volksganzen irgendwie entfernen können. Ihre geistige Stellung scheint vielleicht eine andere als die des sozusagen passiven Tänzers, scheint aktiver, ist es aber nicht.

Das *Wiener Lied* in seiner musikalischen Eigenform muß hier abgeschlossen werden. Was vorhin als Volkslied erwähnt wurde, bedeutet die allgemeine Grundlage, auf der das Wiener Lied, nicht zuletzt durch seine musikalische Stellung, in eigener Form erwuchs. Wie bei der Musik ist es wieder das Heurigenlied, und die musikalischen Probleme sind genau dieselben wie bei der Instrumentalmusik. Nur darf nicht vergessen werden, daß die textliche Seite des Liedes es erlaubt, nachzuprüfen, inwiefern man dieses Liedgut als volksmäßig bezeichnen kann. Dabei zeigt sich die starke Abhängigkeit vom *Volkssängerlied*, das ungefähr sechzig Jahre lang die Wiener Volksmusik unumschränkt beherrschte<sup>1)</sup>. Hier sang man nicht vielleicht im Chor, etwa die Besucher einer Heurigenschänke, sondern hörte meist in echt städtischer Passivität zu. Die Volksänger sangen nun wohl auch Volkslieder, wie die Lieddrucke, zum Beispiel die bekannten *Mosbeckschen*, ja heute noch feststellen lassen. Der Großteil ihres Liedgutes war jedoch *Neuschöpfung*. Es war der Form und dem Inhalt nach das „*Couplet*“, das von der Bühne auf das Brettel gedrungen war. Die Texte der Lieder beschäftigten sich mit sehr vielen Dingen. Das Lob Wiens, das Eigenlob der Volksänger und eine zu verschiedenen Zeiten verschieden starke erotische Note lassen das Volksängerlied als einen Abkömmling des Theaterliedes<sup>2)</sup> erkennen. Ungefähr in der Form und auch im Inhalt den Liedeinlagen in den *Nestroyschen* Stücken gleich, stammen sie wie diese vom französischen *Théâtre canson* ab. Eine Art von erzählendem Sittenlied hat also auf den Volksängerbühnen geherrscht, neben den anderen Darbietungen dieser seltsamen Künstler, welche unten noch zu besprechen sein werden. Die musikalische Seite wurde von der fruchtbaren Wiener Komponistenschule der Zeit bestritten, welche es mit sich bringt, daß eigentlich ein Lied wie das andere klingt. Die Volksänger haben

1) Josef Koller, *Das Wiener Volksängertum*, Wien 1928.

2) Vgl. Richard Smelal, *Altwiener Theaterlieder*, Wien 1920; Blanka Glossy und Robert Haas, *Wiener Comödientlieder aus drei Jahrhunderten*. Wien 1924.

alle Anregungsmöglichkeiten aufgenommen. Wenn berühmte Volks-sängerinnen in den höchsten Lagen jodelten, so stammt dies direkt davon her, daß das „Dudeln“ im Altwienertum tief verankert war. Wie bei den Fiakerbällen wurde auch bei den Heurigen gedudelt und gepascht, was nur als eine Loslösung und Übersteigerung der allgemein österreichischen musikalischen Betätigung anzusprechen ist und ihr im Stil eigentlich tren blieb, was ja auch Zoder berechtigte<sup>1)</sup>, Heurigenweisen in seine Sammlung österreichischer Volksmusik aufzunehmen.

An der Wiener „Heurigenkultur“, die oft genug literarische Vorlage wurde und heute noch als Hintergrund für „echtes“ Wienertum gelten muß, nahmen, nach den Berichten zu schließen, alle Kreise teil, wenigstens in den wirtschaftlichen Aufschwungsjahren im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. So wie Adelige auf die Wäschermädelbälle gingen, so ließen sie sich auch beim Heurigen „anstrudeln“. Der eigentliche Träger war aber auch hier das Kleinbürgertum und ist es auch heute noch, wo alle hier besprochenen Erscheinungen doch sehr stark zurückgegangen sind, und sogar in ländlichen Heurigeneskenen, die von Wienern noch immer gern aufgesucht werden, Zigeuner spielen. Der Volksänger und sein Lied dagegen ist in der Nachkriegszeit stark zurückgedrängt worden.

### Bildende Volkskunst.

Es dürfte in der Kleinstadt schwer sein, Zeugnisse für eine bildende Volkskunst ihrer Bewohner zu sammeln, wenn nicht das alte Handwerker-tum seine Bestände dazu hergibt. In der Großstadt kann von einer künst-lerischen Betätigung fast nicht gesprochen werden. Das Haus baut sich der Großstädter nicht selbst, und was hier bezeichnend sein könnte, wurde schon erwähnt. Die Ausgestaltung der Wohnung verläuft in bestimmten Bahnen, welche wohl für die Kenntnis des „Volksgeschmackes“, soweit man von einem solchen sprechen kann, wichtig sind, eine Bildnerätigkeit jedoch kaum je verraten, außer auf dem Gebiet der K l e i n k u n s t. Hier wurde und wird professionell und rein zur Eigenfreude doch manches volkskundlich beachtenswerte Stück gebastelt. In der Öffentlichkeit ist von Werken der bil-denden Volkskunst vor allem der H a u s s c h m u c k zu erwähnen. Die Aus-zier von Hauszeichen und Ladenschildern gehört doch wohl weitgehend hieher. Die Gipeldauerer'sche Aufzählung von 71 Praterhuden und ihren Namen und

<sup>1)</sup> Zoder-Preis, Bauernmusik, Volksmusik aus Österreich, 1922. Herrn Prof. Zoder verdanke ich für diesen Abschnitt wichtige Hinweise.

Schildern läßt für seine Zeit (1808) schon erkennen, daß hier ebensolche Dilettanten am Werk waren, wie heute noch bei ähnlichen Arbeiten es welche sind. Auf dem Schilde des Gasthofes „Zur Vermählung“ sah man zum Beispiel „Da ist sogar ein geistlicher Herr drauf angemalt, der ein verliebtes Paarl sammgibt —“. Der Schild „Bey den wilden Mann“ wird beschrieben: „Der Schild, Herr Vetter, schaut aus zum Kinder schrecken, weil sich unsre Schönheiten aber jetzt vor kein wilden Mann mehr schrecken, so ist's dort immer gsteckt voll“. Dem Eipeldauer ist bei der Betrachtung dieser Wirtshaus schilder übrigens ein volkstkundlich sehr bemerkenswerter Gedanke gekommen. Er fragt nämlich bei der Betrachtung des Schildes „Beyn Weißen Döhsen“: „Ich möcht doch wissen, warum d' Wirth so gern ein Döhsen zu ihrn Schild machen?“<sup>1)</sup> In der Tat sehen wir im Prater durchaus Wirtshausnamen, wie sie weit verbreitet sind, ohne daß man gerade einen Grund für ihre Beliebtheit anführen könnte.

Die eigentlichen Hauszeichen und Ladenschilder, soweit sie sich noch feststellen ließen, hat Emmerich Siegris<sup>2)</sup> gesammelt. Seine Beobachtung, daß der größte Teil religiösen Inhalts sei, ist durchaus richtig. Unter den religiösen Hauszeichen nehmen Marienbilder und Statuen den ersten Platz ein, der Fenerpatron Florian und andere Heilige befinden sich auf alten Bürgerhäusern noch ziemlich häufig. Für unser Kapitel ist die weitere Hauszier dieser Art hier gleich anzureihen. Es gibt noch genug Bürgerhäuser älterer Art, die im Hausflur eine Heiligenstatue stehen haben, vor welcher dann meist ein „Ewiges Licht“ im roten Glas brennt. Häufig handelt es sich dabei um Kopien von Wallfahrtsmadonnen, etwa einer von Mariazell, Altötting oder auch Lourdes.

Das eigentliche Feld der bildenden Volkskunst in der Großstadt aber ist die Betätigung des *H e i m a r b e i t e r s* und *B a s t l e r s*. Es wurden diese Nebenbei-Arbeiten weder recht gesammelt noch recht beschrieben. Die einzige (jüdische!) Darstellung dieser Wiener Vorstadtkunst durch Karl und Anna Fränkel<sup>3)</sup> ist als abwegig zu bezeichnen. Hier wird kaum ein Teil des Materials dargeboten und aus den seltsamen Bildern geht das Wesen dieser Kunstübung nur ungefähr hervor. Hieher gehört vor allem das primitive und rasch vergängliche *S a h r m a r k t s p i e l z e u g*. Die Holzpfleifen mit Vögeln, die Baumkragler, Katschen, hölzernen Krippenfiguren,

1) Eipeldauer Briefe, hg. Paunel, II., S. 97 ff.

2) Emmerich Siegris, Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder, Wien 1924 (= Deutscherösterreichische Bücherei, Bd. 1). Vgl. dazu die Besprechung von Mag. Vancsa (Monatsblatt d. Ver. f. Landeskunde v. N.-Ö., XI. Bd., 1924/25, S. 19).

3) Wiener Vorstadtkunst der Gegenwart, gezeichnet von Karl Fränkel. Text von Anna Fränkel-Rothziegel, Wien, Rürpresse der Verfasser. 1927.

wie sie auf dem Christkindmarkt verkauft wurden, die Turner und Hutschenmandl, erleuchtbaren Laternchen in Form von Häusern, Flugzeugen, Kirchen usw. sind das Erzeugnis von namenlosen Heimarbeitern, welche diese Spielwaren von großer Einfachheit und Volkstümlichkeit herstellen. Ihnen stellen sich jene Bastler zur Seite, welche für den Eigenbedarf kleine Kunstwerke für ihre Wohnungen verfertigen, wie etwa Flugzeugmodelle, oder ihre Schrebergartenhütten bemalen und verzieren. Zu ihnen gehören aber auch noch jene seltsamen Bastler, die vielfältige Geduldarbeiten herstellen, Einrichtarbeiten in Flaschen, Dome aus Zündholzschachteln und ähnliches. Sie gehören zu dem Festbetrieb des Wiener Volkes in gewissem Sinn dazu, da sie häufig ihre Kunstwerke an vielbesuchten Ausflugspunkten, in Gasthäusern oder Gärten ausstellen und dafür bescheiden belohnt werden wollen.

### Volksgenügen.

„Eine Hez! Das Ideal irdischer Glückseligkeit nach dem Geschmache des eingefleischten Wieners!“ Wo ein Friedrich Schlägl<sup>1)</sup> so schreibt, muß selbst die neuere Volksforschung es doch versuchen, dieses eigenartige Kapitel wenigstens kurz zu charakterisieren, das für den Wiener Volksmenschen so wichtig war und ist. Die Vergnügungssucht und die Eßfreude haben dem Wiener seit Jahrhunderten im In- und Ausland genügend Spott, Neid und Feindschaft eingetragen, und Schillers berühmtes Epigramm ist nur eines von vielen Zeichen der Gesinnung, welche man dem Wiener Volk um dieser Eigenschaften willen entgegenbrachte.

Schon bei der Besprechung des Jahreslaufes wie des Lebens des Einzelmenschen ergaben sich ständig Gelegenheiten, auf die Eßfreude des Wieners hinzuweisen. Das Volksgenügen spielt sich jedoch nicht nur an diesen Festen, sondern sozusagen jederzeit ab, und das war vor allem der Anlaß, daß man den Wiener zum Phäaken stempelte. Daß jeden Sonntag der Prater von Menschen erfüllt war und ist, und alle verwandten Erscheinungen, das scheint man nur mit großer Verwunderung gesehen zu haben. Heute ist dies wohl anders. In anderen Städten gibt es mindestens ebensoviele und ebenso wohlgefüllte Vergnügungstätten, und in Wien kann man wohl anderseits von einem übersteigerten Vergnügungsleben nicht mehr sprechen.

Hier soll nun nur Erwähnung finden, was von alter städtischer oder bäuerlicher Art ist. Dazu gehört das nicht weiter gebundene Spiel der

1) Schlägl, Wiener Volksleben, S. 95.

Kinder, vom Schneeballwerfen bis zum Sport. Das Aufrichten von Schneemännern ist mitunter auch eine Belustigung Erwachsener, zum Beispiel der stundenlang müßigen Taxiführer. Die Gesellschaftsspiele, wie sie in großer Zahl noch im Vormärz erwähnt werden<sup>1)</sup>, haben keine große Bedeutung mehr. Dagegen ist es kulturhistorisch merkwürdig, wenn bei Neueinführungen auffällt, daß sie gerade schon in Wien einmal da waren. So war es zum Beispiel beim „Jo-Do“, das 1932 grassierte und das 1790 als „You-You“ in ganz ähnlicher Form und augenscheinlich auch so epidemisch wie hundertvierzig Jahre später umlief<sup>2)</sup>. Zum landläufigen Gesellschaftsspiel gehören die Kartenspiele, welche von den älteren Formen bis zu den jüngsten in Wirtshaus, Bridgestube und zu Hause gespielt werden. Das Regeln, das nach Nicolai<sup>3)</sup> um 1783 sich sehr großer Beliebtheit erfreut zu haben scheint, ist heute kein Spiel der vornehmeren Gesellschaft, wenigstens soweit es sich nicht um Klubartige Zusammenkünfte handelt. Im Freien, in Gasthausgärten wie in Schrebergärten wird dagegen ziemlich viel gefegelt. Das Wirtshaus, an welches die männliche vergnügte Welt sich in erster Linie angeschlossen und das Schlögl noch sehr in den Vordergrund stellte, bedeutet heute mindestens nicht mehr alles. Vom Wirtshaus geht der gedankliche Weg zum Heurigen wie zur „Landpartie“. In Wien sitzt man seit alters gern im Freien. Das vorstädtische Wirtshaus mit dem „Ehanigarten“, das heißt jener kleinen Versammlung von Tischen, Stühlen und Laubwänden, welche das Sigen im Freien, wenn es auch nur ein breiter Gehsteig ist, gestattet, ist eine Zwischenform und leitet zu den altberühmten Buschenschenken über. Die Wiener Weinorte haben von ihrer Erlaubnis, Sturm, Most und heurigen Wein ohne Wirtskonzession auszuschenken, immer Gebrauch gemacht, und der Altwiener hatte für diese häuerlichen Wirtschaften sehr viel übrig. Der steigende Zustrom verwandelte diese Stätten und ließ größer angelegte Heurigenlokale entstehen, in denen dann die Volksängerschaft ihr Wesen trieb, nachdem in den älteren Wirtschaften schon Musiker gespielt und die Gäste meist selbst gesungen hatten. Schlögl ist ein trefflicher Beschreiber dieser Zeit, aber auch neuere Wiener Sittenschilderer, besonders Rudolf Stürzer, wußten den Heurigen und seine Gäste, Wiener Volkstypen ersten Ranges, wohl zu kennzeichnen. Vollständig und dichterisch hat in der Gegenwart Josef Weinheber dieses Treiben, den „letzten Rest von Ottakring“ eingefangen. Zu demselben Kapitel gehört auch noch das Wiener Ausflug-

1) Moritz Saphir, Das Abenteuer in der Panikengasse.

2) Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, I., S. 31 f. Eipelbauer, I., S. 35.

3) Nicolai, Neudrud, S. 199.

w e s e n. Schon 1804 schreibt Josef Kohrer<sup>1)</sup>, „daß ein Teil der Wiener am liebsten zu kleinen Gelagen auf das Land fährt, und in benachbarten Dörfern, unter grünenden Lauben mit der Aussicht auf den lebhaften Donauström, oder auf lachende Weinhügel sein Gläschen leert (so erscheint allerdings sein Geschmack in einem günstigen Lichte)“. Hier haben wir wohl die Wurzel dieser wienerischen Ausflugslust der späteren Zeit vor uns, die also mit der Freiluftbewegung des 20. Jahrhunderts nichts zu tun hat, welche die vorhandenen Ansätze nur verstärken konnte. Das Ausflugswesen der Wiener, das ungeheure Massen schon lange vor 1900 in Bewegung setzte, hat nicht so viel literarische Beachtung gefunden als andere Seiten des Wiener Lebens. Nur soweit es sich auf die Ausflüge des Schubert-Schwind-Kreises bezog, wurde es gerne geschildert. Dafür hat Kolbenheyer im „Montsalvasch“ die ganze Stimmung dieser Wiener Sonntage festgehalten und künstlerisch verwertet, sowie er auch das eigentliche auslösende Moment dieser ganzen Ausflugslust, nämlich die herrliche Wiener Umgebung, geistig vielleicht am tiefsten empfunden und in seiner Wirkung erfaßt und dargestellt hat. Dem kleinbürgerlichen Familienspaziergang hat dagegen Josef Weinheber in seiner „Landpartie“ ein Denkmal gesetzt<sup>2)</sup>.

Der ständig wiederholte Vorwurf der Vergnügungssucht der Wiener hat sich nicht zuletzt auf den P r a t e r bezogen<sup>3)</sup>. Heute, da alle Städte ähnliche Belustigungsstätten besitzen, ist der Prater keine so erwähnenswerte Sache für den Fremden mehr. Für den Wiener spielt er die gleiche Rolle wie zur Zeit seiner eigentlichen Ausgestaltung als große Vergnügungsstätte. Den Namen hat der „Wurstelprater“, der eigentliche Lustort, vom „Wurstel“, der lustigen Figur des Kasperltheaters, das einst den Hauptanziehungspunkt gebildet haben mag. Heute besteht der Wurstel wohl noch, doch ist er kaum mehr als ein Kindervergnügen, da er stets nur dieselben kleinen Pantomimen spielt und außerdem stumm ist, angeblich seitdem ihm in der Metternichzeit wegen politischer Weise verboten wurde zu sprechen. Um ihn herum bewegt sich das Praterleben an altartigeren und neueren Vergnügungsstätten Sonntag für Sonntag, feiertags und auch werktags abends. Neben den Gasthausgärten geben die Ringelspiele dem Prater seit alters das typische Gepräge. Auf hölzernen oder lebenden Pferden kann man da reiten, in Wagen, Eisenbahnen, um symbolische Gestalten, um einen riesenhaften Chinesen (beim Kalafati, nach dem das älteste stehende Ringelspiel des Praters benannt

1) Joseph Kohrer, Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie, Wien 1804, I. Teil, S. 77.

2) Weinheber, Wien wörtlich. Wien 1935, S. 50.

3) Vgl. die große Stoffsammlung Hans Pemmer und Nini Ladner, Der Wiener Prater, Wien 1935.

ist) fahren. Der Name „Ringelspiel“ selbst weist darauf hin, daß diese Form des Karussells offenbar eine Kestform darstellt. Ursprünglich handelte es sich um ein Karussell, bei dem man nach Ringen stach, wie es in Paris um 1815 noch üblich war<sup>1)</sup>. So schreibt denn auch Nicolai: „Unter andern sah ich einmal ein bedecktes Karussell, wo Personen herumgedreht werden und nach Ringen zu stechen pflegen, doch die Leute speisten ihre gebackne Hendl und Kipfel im Herumdrehen, sehr unbekümmert um Ringe und Stechen. Also auch diese kleine Mühe war zu beschwerlich“<sup>2)</sup>. Nicolais Urteil über die Tragheit der Wiener geht wohl zumindest in diesem Fall etwas zu weit. Auf einem unbezeichneten Stiech „Karussell und ritterliche Übungen im Prater“<sup>3)</sup>, der ungefähr der gleichen Zeit angehören mag, sieht man einige Ringelspielfahrende mit kurzen Holzdegen herumstechen, was wohl ein Ringstechen gewesen sein dürfte. Immerhin läßt sich Nicolais Bemerkung, von uns aus betrachtet, dahin ergänzen, daß eben damals die Übung im Abkommen begriffen war und auch wirklich langsam erlosch. Außer den Ringelspielen sind die großen Schaukeln für den Prater schon seit längster Zeit charakteristisch, wie sie heute meist auch bei den wandernden Ringelspielbesitzern mitgeführt werden. In den verschiedensten technischen Ausführungen wird das Schaukelproblem immer wieder angegangen, kompliziert und so wieder schmackhaft gemacht. Die technischen Belustigungen spielen im Praterleben überhaupt eine große Rolle; pseudogefährliche Dinge darunter sind Hauptanziehungspunkte, so die verschiedenen Bahnen (Hochschaubahn, Bobbahn, Achterbahn). Neben solche pseudogefährliche Vergnügungen tritt die Pseudoromantik, welche die Grottenbahnen hervorgebracht hat, heute die Geisterbahnen, Geisterschlösser und die große Lust an Abnormitäten und Kuriositäten. Diese Dinge sind von größter volkpsychologischer Bedeutung, da ihr Beliebtheitskoeffizient geradezu statistisch erkennen läßt, ob hier der Geschmack der großen städtischen Menge erfaßt wurde oder nicht. Das Wachsfigurenkabinett, die Zerrspiegel und anderes wirken heute veraltet und erregen nur mehr wenige. Dagegen haben menschliche Monstrositäten immer wieder einen gewissen Zulauf, wie Riesen, Zwerge, besonders dicke Damen. Die jahrzehntelang sprichwörtliche „Dame ohne Unterleib“ scheint es allerdings nicht mehr zu geben. Ein guter Teil der Praterlust besteht in Nesten und Erinnerungen an durchaus volksmäßige und alte Belustigungsmöglichkeiten, welche einen gewissen

1) J. G. C. Riesewetter, Reise durch einen Teil Deutschlands, der Schweiz, Italiens und des südlichen Frankreichs nach Paris. Berlin 1816. 2. Teil, S. 212.

2) Nicolai, Neudruck, S. 199.

3) Abgebildet in der Neuausgabe der Eipeldauer Briefe, II., nach S. 104. Weiter Schmidt, Ringelspiel und Schaukel, Frohes Schaffen., Bd. 13, S. 313 ff.; Erich Mindt, Spiel und Sport als völkisches Erbe, Berlin 1938, S. 53 ff.

lebenswichtigen Hintergrund besaßen. Es handelt sich hier um die Kraft- und Geschicklichkeitsproben, um die Schießbuden und derartige Dinge. Obwohl Sport und Beruf weit mehr und bessere Gelegenheiten zu derartigen Proben bieten, ist doch der Kraftmesser, bei dem man mit einem wuchtigen Hammer Schlag eine Kugel über eine lange Leitung laufen läßt, ist doch der „Waschenmann“, bei dem sich die Schlagstärke durch das Brummen ausdrückt, noch immer umlagert. Die Schießbuden finden ihren Zuspruch, und wenn die Besucher auch durchwegs überzeugt sind, daß man mit den hier vorhandenen Gewehren seine Schießkunst unmöglich erweisen kann. Die Zahl der Möglichkeiten, hier den Geist des Großstadtvolkcs zu erfassen, ist sehr groß. Ob es sich um Geschicklichkeit oder Erotik oder reine Belustigung handelt, jedenfalls ist hier der Bann meist gelöst. Manche Vergnügungen, wie die verschiedenen Freudenräder, oder reine Pikanterien, wie Suckkastenbilder oder andere von der „Vergnügungsindustrie“ gebotene Spannungsmöglichkeiten zeigen dieses Gesicht des Praterbesuchers besonders deutlich. Und dieser ist ja doch hier besonders das Objekt der Volkskunde, weit weniger der darbietende Praterbudenmann. Bei diesem lassen sich gewiß viele soziale Probleme und die Gedanken einer sehr tiefen großstädtischen Schichte finden, wie dies vor dem Weltkrieg gelegentlich<sup>1)</sup> gezeigt wurde, aber das Volk des Praters ist der Besucher.

## T h e a t e r.

Schlögl hat in seine Schilderung des Wiener Volkslebens auch Vergnügungen wie das Theater einbezogen, wenn auch von der Wiener Theaterlust und vom Zuschauerstandpunkt aus gesehen. Das Theaterwesen ist in vielen Formen mit dem Wiener Volk besonders seit der Barockzeit zweifellos eng verbunden. Der „Wienerische Hanswurst“ Stranitzkys war wohl ein Salzburger, wie viele seiner Nachfolger auf der Bühne erst in erster Generation nach Wien eingewandert sind, in Spiel und Widerspiel hat jedoch das Wiener Theater jederzeit so enge Beziehungen zu seinem Zuschauervolk besessen, daß es für mehr als zweihundert Jahre Stadtleben von ihm nicht zu trennen ist. Als Volkspiegel wurde denn auch dieses parodistische Wesen von Außenstehenden empfunden, wie Platens Epigramm von 1820 zeigt:

Harmlos Volk, das sich selbst von Tag zu Tag parodiert sieht,  
Und von Tag zu Tag lachen kann über sich selbst!<sup>2)</sup>

1) Felix Salten, Wurstelprater, Wien, o. J.

2) August Graf von Platens sämtliche Werke, herausgegeben von M. Koch und E. Pequet, Bd. 6 (Leipzig o. J.), S. 316.

Der stärkste Ausdruck dieser Haltung war wohl die Blüte der vorstädtischen Volkstheater der Biedermeierzeit, das Leopoldstädter Theater mit seinen Dichtern, Komponisten und Schauspielern. Namen wie Bäuerle, Meisl, Gleich, Raimund und Nestroy, als Komponist vor allem Wenzel Müller, als Schauspieler Raimund, Nestroy, Scholz, Korntheuer und so viele andere sind aus dem Altwiener Volksleben und in ihrer Nachwirkung bis heute nicht wegzudenken. In der Zeit des „Überganges“ spielte das Theater eine ähnliche Rolle wie das Volksfängertum: Verflachung, starke Internationalisierung, Einfluß des Indentums lassen jene genialen volkstümlichen Schauspieler, die es gerade damals gab, nicht in jenem Licht erscheinen, das sie in der Lokaltadt umstrahlt; immerhin bedeuten Namen wie Josefina Galmeyer oder Alexander Girardi auch in dieser Zeit vollwertige Prägungen einer volksnahen, städtischen Schauspielkunst<sup>1</sup>).

Die Nachfolge der älteren volkstümlichen Bühnen mit ihrem ziemlich primitiven Schauspielwesen, mit ihrer Parodienlust und manchem anderen, haben gerade in dieser Zeit und bis in die Gegenwart herein vielfach Vorstadtbühnen angetreten, deren Schauspieler zu guten Teilen aus dem Wiener Volke selbst herauswachsen. Im Margaretner Orpheum, im Philadelphia-theater in Meidling, im „Mercedes“ in Floridsdorf und in „Leichts Varieté“ im Prater treten besonders derartige Künstler auf, zum Teil im Rahmen von geschlossenen Theaterstücken, zuweilen in Einzelszenen kabarettartigen Charakters. Neben diesen größeren auch in Theaterkrisenzeiten stets gut besuchten Lokalen gibt es zahlreiche kleinere, welche zum Teil mit den Mitteln und Stücken der wandernden Bauerntheater arbeiten, was nicht ohne Derbheit vor sich geht, zum Teil Volksfängertraditionen fortführen. Ihre Bühnen in Hinterhöfen, auf Holzlagerplätzen und ähnlichen Orten sind meist völlig kunstlos, die hier aufgeführten Szenen und Stücke haben manchmal wie die Stücke der rein intellektuellen Kleinkunstbühnen mehrere Autoren, sind oft Verkürzungen oder Parodien bekannter Bühnenstücke, manchmal auch verwegene Dramatisierungen bekannter Literaturwerke, zum Beispiel des „Klosters von Sandomir“ — ohne Namensnennung Grillparzers selbstverständlich<sup>2</sup>). Der persönliche Kontakt des Publikums mit den Darstellern, der ja auch beim vereinsmäßigen Liebhabertheater von großer Wichtigkeit ist, scheint für die

<sup>1</sup> Vgl. besonders Nagl-Zeidler-Castle, Deutschösterreichische Literaturgeschichte, Bd. III, S. 321 ff.

<sup>2</sup> Älteres Textgut setzt sich hier auf rätselhafteste Weise immer wieder durch. So war 1937 auf der „Sommerbühne Fred“ in einem „Robert der Teufel“ die ganze Einsiedlerszene des alten Don Juan-Spieles zu hören. (Vgl. R. M. Werner, Der Laufner Don Juan, Hamburg 1891, S. 143 f.)

Besucher, eine meist sehr bunt zusammengewürfelte Zwischenschichte, von besonderem Anreiz zu sein.

Zusammenfassend gesagt gibt es vom Stegreiffspieler, mit Stücken wie dem „Prinz Hamlet vom Sandelmarkt“<sup>1)</sup>, und von der Pantomime im Prater über die Volkssängerbühne ungemein zahlreiche Möglichkeiten theatralischer Art, welche jedoch einer Sonderbehandlung bedürfen.

### Volksglaube und Volksfrömmigkeit.

Der Bindungsversuch des Menschlichen an Übermenschliches verläuft in der Großstadt nicht wesentlich anders als im Gesamtvolk. Seine äußeren Formen sind vielleicht durch das Erbgut stärker bestimmt als man annehmen möchte, ob es sich nun um Religion im Sinn kirchlich gebundener Meinungen und Handlungen oder um die verschiedenartigsten Gebilde des Volksglaubens handelt. Im Lauf des Jahres wie des Lebens liegt das meiste von diesem Gut eingebettet. Daneben drängt der Alltag jedoch den Großstadtmenschen auch noch zu Maßnahmen und Glaubensvorstellungen aller Art, vom mehr minder gedankenlosen Nachreden ererbter Worte bis zur faktischen Handlung.

Hierher gehören alle *D m i n a*, alle *A b w e h r m a ß n a h m e n* und alle *V o l k s m e d i z i n*. Ein Unglück pflegt sich regelmäßig irgendwie anzumelden; „es is ma schon so vurganga“, wird oft genug gesagt. Das Verschreien wird halb und halb immer gefürchtet. Das Glück soll man nicht verschreien. Man klopft unterm Tisch, oder nur auf Holz, hält den Daumen ein oder läßt ihn sich halten. Eine „Feige“ muß man auch machen, wenn ein Kleidungsstück am Körper genäht wird, denn dabei könnte einem der Verstand vernäht werden. Hat man ein Kleidungsstück verkehrt an, ist es besonders gut gegen das Verschrienwerden. Der Pferdeschmuck ist ein deutliches Zeichen für das Fortleben alten *A m u l e t t w e s e n s*. An den großen „Schwabischen Kummerten“ der Lastwagenpferde ist manchmal ein Stück Fell, so ziemlich immer ein roter Tuchfleckchen befestigt, und eine große Zahl von strahlend hell gepußten Zierteilen des Geschirres, besonders runde Zierscheiben und Messingklämme, weisen auch auf Amulettwertigkeit hin. *V o l k s m e d i z i n i s c h e G r u n d s ä ß e* gelten am ehesten bei Kleinigkeiten. Bei Schluckanfällen soll man neun Schluck Wasser trinken. Nach einem jähen Schreck

---

<sup>1)</sup> Dieser parodistische Titel, der heute noch geläufig ist, findet sich schon 1807 bei Joachim Perinet. Vgl. R. Smetal, Grillparzer und Raimund, Wien 1920, S. 211 ff.

soll man das Wasser abschlagen. Gegen Haarausfall wird geraten, mit einer Bürste auf den Kopf zu klopfen. Höfer hat auch hier aus Kindermund viel Material gesammelt. Besonders bekannt sind Ausgangszeichen, wie Rauchfangkehrer, Nonnen, alte Weiber. Die Vorschriften in dieser Hinsicht sind manchmal sehr kompliziert. Wenn man einem Rauchfangkehrer begegnet, muß man stumm an einen Knopf greifen, das bringt Glück. Der Schimmel ist als Ausgangszeichen besonders beliebt. Er bringt Fundglück; man zählt dann bis zum siebenten, oder auch bis zum hundertsten Schimmel. Bei Mädchen heißt es, daß der nächste Jüngling, der dann kommt, der Zukünftige sei. Wenn man in einen Hundekot steigt, so bedeutet dies durchwegs Glück. Diese Ausgangskennntnis leitet bereits zur *T r a u m d e u t u n g* über, welche von großer Wichtigkeit ist, da sie besonders mit der Kennntnis der Lotterienummern zusammenhängt. Gewisse Zahlenbedeutungen sind allgemein geläufig, sodaß sich der Ausdruck „Große Angst hat neunzig“ als Redensart einbürgern konnte. Die Kennntnis der Bedeutungen wird ständig den Traumbüchern entnommen, welche unter den verschiedensten Titeln umlaufen. Hier schließt sich dann die Prophezeiung selbst an, welche auf verschiedene Weise vorgenommen werden kann. Im allgemeinen bedient man sich der „Kartenauffschlagerin“, seltener der Zigeunerinnen, welche sich dazu anbieten. Aus den Karten oder aus dem Kaffeefatz wird meist die *Z u k u n f t* vorhergesagt. An die Kartenauffschlagerinnen wird ziemlich fest geglaubt. Besonders von Frauen des Proletariats und des Kleinbürgertums haben sie guten Zuspruch. Man kann sich jedoch die Karten auch selbst aufschlagen. Die Deutung ist sehr allgemein geläufig.

Sexualaberglaube wird selten bekannt. Interessant erscheint eine Zufallsaufzeichnung aus hochadeligen Kreisen, in denen Männer fest daran glaubten, bei zunehmendem Mond einen Sohn zeugen zu können. Sonst spielt der *M o n d* wohl auch eine gewisse Rolle. So soll man beim Kartenspiel nicht mit dem Rücken gegen den Mond sitzen, sonst verliert man. Bei Neumond läßt man sich die Haare schneiden. Etwa um 1890 wurden den Mädchen nur mit zunehmendem Monde die Zöpfe gestutzt, um ein besseres Wachstum zu erzielen. Aber die Mondsüchtigen und ihre Heilung ist mancherlei bekannt, so daß man sie mit Weihrauch beräuchern soll, mit Wasser anschütten und ähnliches<sup>1)</sup>.

Wichtigere *K r a n k h e i t e n* versucht man im allgemeinen nicht mehr sympathetisch zu heilen, doch sind derartige Praktiken noch bekannt. So soll man gegen Augenschmerzen ein gelbes Band um den Hals binden. Gegen

1) Höfer, Kindererglaube, S. 72.

Fieber streut man Salz aufs Rückgrat und läßt abbeten. Wenn jemand die Gelbsucht hat, soll man ihn anspucken, damit er erschrickt. Wenn man ein „Wern“ (= Gerstenkorn) am Auge hat, soll man sich drauffspucken lassen oder auch durch ein Astloch schauen. Sehr bekannt sind Glaubensvorstellungen, die das Auflegen und Umhängen von Ketten aus Korbkastanien bei Rheumatismus betreffen, — sie sollen ihn aus den Gliedern „ziehen“. Abbeten und Gesundbeten wird noch geübt. Auch Leute, die sich mit solchen Kuren beschäftigen, also Wunderdoktoren und ähnliche Existenzen, sind bekannt und werden ziemlich häufig aufgesucht, wovon die Öffentlichkeit meist nur durch Gerichtsverhandlungen erfährt.

Die kirch en f r o m m e Seite der Wiener Volksreligion ist nicht weniger tief im Volk verankert als der Volksglaube nichtchristlicher Art. Wenn wir die Aufklärungsliteratur durchmustern, finden wir ständig den Kampf gegen die barocke Form des Katholizismus, der hier das öffentliche religiöse Leben gestaltet hatte. Das Wiener Volk der Zeit wird um seiner Frömmigkeit willen hart genug gescholten, als bigott verlästert und ihm unter Josef II. eine Ansammlung von äußerlichen Frömmigkeitshandlungen genommen. Es hat sich hier nicht um den Kern der Volksreligiosität gehandelt. Wien war im 16. Jahrhundert sehr nahe daran gewesen, eine protestantische Stadt zu werden, und was man am Ende des 18. Jahrhunderts so tadelnswert fand, war zum größten Teil das Gut der Gegenreformation, welche vom volksmäßigen Gebetswesen bis zum religiösen Schauspiel in zwei Jahrhunderten eine ganze eigene Welt aufgebaut hatte. Was daran äußerlich und zuviel war, verschwand auch bald und wäre vielleicht auch ohne Josefianismus sehr bald verschwunden. Bis über die Zeit des Großstadtanwachstums hielten sich dagegen viele volksreligiöse Meinungen und Bräuche, und manches davon lebt heute noch.

Die Zahl der religiös betonten Ausrufe, Beteuerungen und Sprüche scheint in Wien immer groß gewesen zu sein. In ihren Formen sind sie zählbar; unser heute übliches „Jehas Marand Josef!“ wird von Brückmann um 1756 schon folgendermaßen erwähnt: „iuramentum ordinarium, admiratio et proverbium, quod quotidie multoties in ore habent et repetunt, est: Jesus, Maria! alii ad hunc addunt Joseph!“<sup>1)</sup> was sehr gut beobachtet erscheint. Ähnliche Ausrufe wie „Marand Anna!“ sind tägliches Gebrauchsgut. Wenn Brückmann von „preces mensales“<sup>2)</sup> spricht, so läßt sich jedoch davon kaum mehr viel finden. Grillparzer spricht im

1) Brückmann, Epistolae itinerariae, T. III, XXXVII., S. 443.

2) Brückmann, ebenda.

„Alten Spielmann“ vom Tischgebet, das der Hausvater laut zu beten be-  
ginne<sup>1)</sup>). Heute gibt es nur mehr religiös betonte Formeln, wie zum Beginn  
der Mahlzeit ein „In Gotts Nam!“ und am Schluß ein „Segns Gott!“,  
das häufig ergänzt wird: „— sagt der Bettla a net mehr“. Der K i r c h e n-  
b e s u c h, der in Wien angeblich so überaus eifrig gewesen sein soll, ist heute  
nicht mehr derart ins Auge fallend. Noch in der Monarchie war das Bei-  
spiel des Hofes freilich eher maßgebend, der von jeher sehr kirchenfromm war.  
Nicht umsonst war der einzige Ausflug der Kaiserin Maria Theresia einst  
die alljährliche Wallfahrt nach Mariazell.

Das W a l l f a h r t s w e s e n spielt auch heute eine ziemliche Rolle.  
Sowohl in Wien wie außerhalb gibt es eine große Anzahl von Gnadenstätten,  
die eifrig besucht werden. In Wien selbst ist die Dienstbotenmuttergottes in  
der Stefanskirche zu nennen. Ebendort aber hat die Kopie des Gnaden-  
bildes von Maria Pötsch den größten Zulauf. Eigenartiger Weise wird sie  
sehr häufig als „Dienstbotenmuttergottes“ bezeichnet, obgleich die Statue,  
welche tatsächlich seit älterer Zeit diesen Namen führt, mit diesem Bild gar  
nicht identisch ist und in einer Seitenkapelle steht. Vor dieser hinter einem  
Gitter befindlichen Pötscher Kopie werden sehr viele Kerzen geopfert. Manche  
Andächtige machen nach beendigtem Gebet häufig die drei Kreuzeszeichen nicht  
nur an sich, sondern durch das Gitter auch an dem Bild. Die Votivgegen-  
stände freilich, welche 1705 so zahlreich waren, daß sie bis ins Kirchengewölbe  
reichten<sup>2)</sup>, sind nicht mehr vorhanden. Dagegen sind bei anderen  
Wiener Wallfahrten Votivgegenstände und Votivtafeln älterer und neuerer  
Art wohl noch erhalten, beziehungsweise werden neu gespendet. Von der  
Peregrinwallfahrt wurde schon gesprochen. Ähnliche alte Wallfahrten sind  
Maria Hilf<sup>3)</sup> und Maria Hiezing. Silbervotive hängen in der Augustiner-  
kirche und bei Maria am Gestade. Eine wahre große Volkswallfahrt auch  
der Gegenwart ist die zum hl. Antonius in der Alserkirche. Dort befinden  
sich wohl nur moderne, meist marmorne Votivtafeln, Steinmezarbeit, mit  
den üblichen wenigen Dankagungsworten, doch sind es sicherlich weit über  
tausend Tafeln, welche Gang und Kapelle verkleiden. Begreiflich wird der  
Zustrom zu der Gnadenstätte, wenn man sie in ihrer Lage erfaßt: fast genau  
ihr gegenüber öffnet sich das Tor des Allgemeinen Krankenhauses. Wenn  
irgendwo, dann wird es hier fühlbar, daß der Herzschlag der Volksfrömmig-

1) Grillparzers Werke, Bd. 7, S. 78. Zur Sitte des Abendgebetes vgl. das Aquarell  
„Das Abendgebet“ von Peter Fendi, 1839 (Katalog der Galerie des 19. Jahrhunderts, Wien  
1924, Nr. 99).

2) Ernst Tomek, Spaziergänge durch Alt-Wien (Wien 1927), S. 10.

3) Vgl. jetzt Edmund Frieß und G. Gugitz, Die Mirakelbücher von Mariahilf in Wien  
(Georg Schreiber, Deutsche Mirakelbücher, Düsseldorf 1938, S. 77 ff.).

keit in den Goldlettern der einförmigen Steintafeln hier ebenso schlägt wie in den schönsten barocken Holztafelbildern der einfachsten Kapelle des Alpenlandes<sup>1)</sup>. — Eine mehr ländliche Wallfahrt stellt die Kaasgrabenkapelle bei Siedering vor. Dort werden auch noch Wallfahrtsandenken älterer Art verkauft. Von den nicht in Wien befindlichen Wallfahrtsorten sind Mariazell, Maria-Lanzendorf<sup>2)</sup> und St. Corona am Wechsel so ziemlich die beliebtesten. Dort finden sich auch noch Votivgaben in größerer Zahl und ältere und neuere Votivtafeln. Maria-Enzersdorf, Maria-Brunn, Karnabrunn, Maria-Ellend spielen eine geringere Rolle. Um die Verhältnisse der Volksfrömmigkeit im Wiener Wallfahrtswesen historisch zu erfassen, müßten zunächst die Wiener Wallfahrten, die Wallfahrten der näheren und endlich der weiteren Umgebung Wiens durchforscht werden, mit besonderer Beachtung der typisch städtischen Elemente, die sich dabei einstellen. Eine recht brauchbare Grundlage stellt einstweilen Alfred Niffong, Heiliges Wien (Wien 1933) dar, der auch auf die Reliquienbestände der Kirche wie auf die Opfergaben eingeht. Sehr wichtig wäre die Durchforschung der Schatzkammern, welche ja für die Stadt Wien nicht bäuerlich geformte Opfergaben zeigen können, an deren Entsprechungen von Wiener Wallfahrern dafür eben typisch städtische Gedanken und Wünsche haften. Es ist z. B. bezeichnend, daß erst vor wenigen Jahren in einer bekannten Wiener Wallfahrt eine goldene Halskette geopfert wurde; sie wurde nicht zufällig, etwa als wertvolles Stück in opfervoller Selbstentäußerung dargebracht, sondern weil die Opfernde vor einer schweren Halsoperation stand. — Die Wallfahrten werden vielfach nach dem Patronat unterschieden. So soll Maria-Enzersdorf besonders für Fußleiden gut sein. Hiemit hängen dann die Heiligenpatronate eng zusammen, welche ganz gut bekannt sind. St. Johann von Nepomuk als Brückenpatron und der hl. Antonius bei verlorenen Gegenständen sind wohlbekannt. Das „Anrufen des hl. Ulrich“ dagegen stellt ein Scherzpatronat dar. Auch die Tage der Wallfahrten und der Kreis der Wallfahrer sind verschieden: Nach Maria-Lanzendorf geht man zumeist am Schmerzhafsten Freitag. Nach St. Corona fahren die Selcher. Hier muß übrigens darauf hingewiesen werden, daß der Unterschied zwischen Massenwallfahrt und Einzelgelöbnis in der Großstadt vielleicht charakteristischer ist als bei den bäuerlichen Wallfahrern. Als Wallfahrt pflegt man sonst eigentlich die Kollektivwallfahrt zu bezeich-

1) Außer den vielen kleinen Großstadtwallfahrten, die besonders dem hl. Judas Thaddäus gelten, wären als Sonderkulte noch der der hl. Uja in der Kirche am Hof und der des noch nicht heiliggesprochenen P. Wilhelm Janauschek in der Kirche Maria am Gestade zu nennen und zu untersuchen.

2) Rudolf Kriß, Moderne Wallfahrten, in: Wallfahrt und Volkstum, hg. von Georg Schreiber (= Forschungen zur Volkskunde, 16/17), S. 275.

nen. Sonderformen wie die von Pater Abel begonnenen Männerwallfahrten nach Mariazell stellen Neubildungen aus alter Überlieferung dar.

Zum Abschluß muß noch auf die verschwindenden Formen des *h a l b k i r c h l i c h e n B r a u c h t u m s* aufmerksam gemacht werden, welche eine Zwischenstellung zwischen Volksglauben und Volksfrömmigkeit einnehmen. Sie gehören meist dem Gebiet der Volksmedizin an, sind aber durch die Bindung an irgendwelche kirchliche Gebräuche oder christliche Symbole charakterisiert. Schon Brückmann erwähnt eine „Lauretta-Haube“, also ein Loretto-Häubchen, welches den Kranken und Sterbenden gegen dämonische Einwirkungen aufgesetzt wurde<sup>1</sup>). Die Sammlung Rudolf Kriß besitzt ein Fraishäubchen aus dem Besitz der Fürsten Montecuculi. In den adeligen Kreisen waren nicht nur diese Dinge, sondern auch nahezu zauberische wie Romanusbüchlein, Geistliche Schildwacht und ähnliche verbreitet. Hier ist die Verbindung zwischen den Schichten deutlich zu erkennen, und der Adel kann hier sogar zu den konservativsten gezählt werden, da er an Dingen festhält, welche oft den anderen Schichten durchaus nicht mehr geläufig sind.

Auch eine Zwischenstellung, und zwar eine echt wienerischer Art, nehmen die sogenannten *W a l d a n d a c h t e n* ein<sup>2</sup>). Sie sind kleine Volkswallfahrten unter freiem Himmel. An Bäumen hängen Bilder, darunter das des besonders verehrten Patrons, und die verschiedenen Spenden. Eigentliche Opfer finden sich hier beinahe nie, dafür kann aber die Zahl der Bilder unglaublich ansteigen. Die Waldandacht im Prater, welche in neuerer Zeit eine Art kirchlicher Bestätigung erhalten hat, da man das Kirchlein Maria Grün in die nächste Nähe stellte, zählt einige Hunderte Bilder, von den Statuen zwischen den Bäumen bis zu den Wallfahrtsandachtsbildchen und den Straminstickereien, mit welchen die Bäume überfät erscheinen<sup>3</sup>). Auf den Wiener Ausflugsbergen befinden sich einige derartige Volkskultstätten. Meist haben sie sich aus gewöhnlichen Bildbäumen entwickelt. Eine alte Duellwallfahrt, das Agnesbrünnl am Hermannskogel, war früher nahe daran, eine richtige Wallfahrt zu werden<sup>4</sup>). Eine Quelle war vorhanden, wandernde Händler mit Prophezeiungen und „Planeten“, wie sie in Wien auch in den Straßen zu treffen sind, wo man von Papageien oder weißen Mäusen sich die Zettel ziehen läßt, kamen alljährlich ebenso wie die Besucher der Quelle. Durch das Umschlagen der mächtigen Bäume um die Quelle waren die Besucher dann jahrelang vertrieben, doch scheint der Brauch noch nicht erloschen

1) E. Brückmann, *Epistolae itinerariae*, III., S. 443.

2) Michael Haberlandt, *Waldandacht*, in: *Cultur im Alltag* (1900), S. 1 ff.

3) Rudolf Kriß, *Moderne Wallfahrten*, S. 276 f.

4) Adam Müller-Guttenbrunn, *Altwiener Wanderungen und Schilderungen*, Wien 1923.

zu sein. Auch hier, wie so oft in Wien, spielt das Lotto eine Rolle, da man in der Quelle Lotterienummern zu erblicken vermeinte. Meist scheinen diese Waldbandachten von ausgesprochenen Einzelgängern herzurühren, so die verhältnismäßig junge, erst in den Nachkriegsjahren stark ausgebaute am Bisamberg. Mit dieser Wendung seiner Frömmigkeit an die Natur, besonders an Wald und Baum, kehrt der großstädtische Mensch sicherlich unbewußt zu einer Denkungsart zurück, welche von der indogermanischen Baumverehrung über den germanischen Kultthain und die zahllosen späteren Baumwallfahrten immer in seiner Rasse lebendig bleiben wird. Nicht jede einzelne Waldbandacht und jeder Bildbaum geht auf eine germanische Kultstätte zurück, wie dies frühere mythologische Richtungen auch für die Andachtsstätten rings um Wien glaubten feststellen zu können<sup>1)</sup>; aus altem seelischen Erbgut heraus werden vielmehr immer wieder ähnliche Formen entstehen. Ein eigenartiges Kapitel der Wiener Volksfrömmigkeit, das noch gar nicht recht erkundet ist, mag so den Schluß der Darstellung des Erbgutes in Wien bilden.

---

1) Guido List, *Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder*, Berlin 1891, S. 15 ff.

## Der Großstadtwuchs.

Der Reichtum des Erbes ist nicht zu verkennen. Viele Elemente des typisch Wienerischen sind in ihm enthalten, aber sicher ist dieses im Erbe nicht erschöpft. Im Kern gehört dies alles nicht der Großstadt an, sondern nur der großen Stadt, also dem Dorf und der Barockstadt. Das Erbe hat den Blick der bisherigen Großstadtvollskunde jedoch nahezu restlos auf sich gezogen. Selbst allerjüngste programmatische Arbeiten wie die von Otto Lehmann<sup>1)</sup> kommen im Grunde darüber nicht hinaus. Bei ihnen hat höchstens der Träger des Erbgutes gewechselt, und das Proletariat soll eine Art von anderem Bauerntum sein. Aber diese Einstellung ist eigentlich nur Adolf Spamer<sup>2)</sup> hinausgelangt, der den Neuwuchs, das andere, gesehen hat, als Volksgut gesehen, während es bisher in tendenzhafter Weise nur als Fremdkörper betrachtet wurde und nicht in seiner Verbindung mit dem Großstadtmenschen, der es genau so besitzt, wie sein Ahne das städtische Gut besessen hat, das auch kein Bauerngut war. Hier liegt also das Kernproblem der Großstadtvollskunde, hier wird alle weitere Arbeit anzusetzen zu haben, und hier merken wir auch zutiefst, daß wir ganz am Anfang stehen, da selbst die begrifflichen Formulierungen des Problems sich nicht einstellen wollen und wir daher gezwungen sind, bei Randerkundungen und vorläufigen Aufschreibungen zu bleiben. Der Grund dafür mag wohl der sein, daß wir zum inneren Wesen des dynamischen Volksgutes einstweilen noch nicht vordringen können. Es ist der Unterschied zwischen der scheinbaren oder wirklichen Statistik im Volksgut von ungefähr tausend Jahren und der Dynamik dessen, was wir in der Parteien Haß und Günst verzerren noch nicht hundert Jahre lang vor uns haben. Eine möglicherweise später eintretende Verstetigung würde uns aus dem Zwiespalt erlösen können, doch wissen wir eben nichts von ihr. Vielleicht ist also das, was wir heute als ein Lebensgesetz des Großstadtvollsktums ansehen, die Dynamik, gar kein bleibender Zustand, vielleicht ist es nur das Wachstum, das früher oder später auch zu irgendeiner Form von Statistik führen könnte. Vielleicht würden sich auf diese Weise sogar die allzuvielen

1) Otto Lehmann, Volkskunde und Großstadt, in: Volkskunde-Arbeit (Zeitschrift für Otto Lauffer) S. 23 ff.

2) Adolf Spamer, Die Volkskunde als Wissenschaft (Stuttgart 1933), S. 31.

Befürchtungen lösen, welche heute die meisten Betrachter der Großstadt erfüllen, obgleich gerade diese Menschen mit der Großstadt durchaus verbunden sind und niemals etwas mit dem Bauerntum zu tun haben, schon durch ihre romantische Einstellung, welche sie das Bauerntum von heute gänzlich verkennen läßt. Es führt hier wohl zu weit und auch von unserem Weg ab, diesen Gedankengängen weiter nachzugehen. Nur als ein Teil der Psychologie des Großstadtmenschen sind sie auch hier von Berechtigung.

So bedeutet denn jeder Schritt auf dem Weg zur Erforschung des Großstadtwuchses ein Wagnis. Jede Einzelheit, welche wir hier heranziehen, muß Zweifel erregen, darf noch nicht als Besitzgut oder Merkmal gewertet werden, wie es die Teile des Erbgutes wurden. Jedesmal muß sich die Frage erheben, ohne daß sie immer ausgesprochen werden müßte: Ist dies Volksgut, gehört dies der Volkskunde an? Es gehört ja vielleicht viel mehr in den Rahmen der Volkskunde, als man glauben möchte. Streng genommen ist nur das individualistische Geistesgut und sein künstlerischer Niederschlag auszuschließen. Die Zivilisationsgüter, welche heute niemandem als volkskundliche Objekte auffallen, gehören in höchstem Ausmaß hieher, wenn wir sie nur in ihrer geistesgeschichtlichen Stellung zu betrachten verstehen. Der überindividuelle Geist, der als Hauptmerkmal volkskundlicher Blickrichtung stets erforscht werden sollte, prägt sich im Tun und Besitz des Großstädters am deutlichsten aus, wenn es sich um derartige Erscheinungen handelt. Die „M o d e“ kann hiefür das Symbol sein.

Wir werden also im Nachfolgenden versuchen, auf jene Dinge und Erscheinungen hinzuweisen, welche vielleicht als Großstadtwuchs im volkskundlichen Sinn anzusprechen sein dürften. Es wird sich dabei meist handeln, Fäden aus dem Erbe in ihrer neuen Gestalt aufzuzeigen. Denn das flüssige Volksgut, wie es im Großstadtwuchs vor uns steht, fließt, wenn wir es zutiefst betrachten, doch in alten Betten. Aus einem gewissen geistigen Gefüge kann ein echtes Volksgut keinesfalls heraus. Nur steht es auf der Stufe der Großstadt und hat sich so bis zur Unkenntlichkeit verkleidet. — Ob wir auf diesem Weg auch nur zu einer Summe gelangen, wissen wir nicht.

Weltstadt war Wien schon lange. Die Zeit des Wiener Kongresses (1815) fand eine Weltstadt vor und als Hauptcharakteristikum dafür möchte man erwähnen, daß sich Weltstädte über den Rahmen der Nationen etwas zu geben haben, untereinander sich in größeren Stücken gleichen, als sie Verbindungen mit ihrer gleichvolklichen Umwelt haben. W i e n und P a r i s standen damals nicht nur in Beziehungen äußerer Natur zueinander<sup>1)</sup>. Wenn

1) Vgl. C. J. Weber, Deutschland, Bd. 2, S. 301.

man die Dinge ewig kleinlich von dem Standpunkt aus betrachten will, daß an einem Punkt der Welt geschaffen wird und an den anderen nachgeahmt, dann kommt, ob man dieses Faktum positiv oder negativ beurteilt, immer ein falsches Bild heraus. Wenn man dagegen die Verbundenheit der Weltstädte als eine integrierende Eigentümlichkeit ihrer Wesenheiten erkennt, dann nimmt das ganze Problem einen anderen Charakter an, dann wird man zum Großstadtvolk auch einen neuen, noch nie betretenen Weg finden.

Die Weltstadt war die Vorstufe zur G r o ß s t a d t. Wodurch Wien Großstadt wurde, haben wir vorher gezeigt. Die zahlenmäßig ungeheure Unterschichte wurde zum Fundament eben dessen, was früher die Weltstadt gebildet hatte. Der „Vierte Stand“ „kam“ nicht „auf“, wie man meinte, sondern er kam zum Bewußtsein der Mitbürger, sobald er in schicksalhafter Größe, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich den größten Teil des neuen Großstadtvolktes bildete.

Von diesem Zeitpunkt an haben wir die kaum hundert Jahre der Großstadt Wien auf ihr Volksleben zu prüfen. Wellenförmig erscheint uns heute die Gliederung dieser Werdejahre. Im Anfang, bis zur Stadterweiterung, deren äußeres Zeichen das Fallen der Mauern der Inneren Stadt und die Verbauung des Glacis war, lebte der Zustrom der neuen Wiener in der Zone ihrer neuen Arbeitsstätten, der Fabriken, am Großstadtrand. Im Jahre 1848 traten die Gegensätze zwischen den Schichten noch ganz deutlich hervor, da das Bürgertum seine Revolution machte und der Arbeiterschaft nicht viel mehr als Schlachtfeldhyänentum zugeschrieben wurde. Ein Kern von Wirklichkeit muß hinter diesen Dingen doch stecken. Es kommt die Zeit, da die Arbeiterschaft im schärfsten unorganisierten Kampf mit dem Unternehmer steht und ein elendes Leben führt, obwohl es sich um die Zeit des großen wirtschaftlichen Aufschwunges handelt. Erst die zweite Epoche, die nach dem „großen Krach“ von 1873 ungefähr beginnt und durch das Aufkommen der sozialistischen Parteien, des Zusammenschlusses der Arbeiterschaft gekennzeichnet ist, schafft hier Wandel, wozu der Kampf um das Wahlrecht als Symbol tritt, das niemand anderer als der Großstadtmensch sich geschaffen hat. Die dritte Epoche beginnt in der Zeit des Weltkrieges und leitet zur Republik und zur sozialistischen Regierung in Wien über. Mit allen diesen Strömungen aus dem 19. Jahrhundert gingen Ausbautendenzen großstädtischer Art im internationalen Sinn Hand in Hand, während die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich Wien und die Wiener vor ganz andere Aufgaben stellt. Allen diesen Dingen ist jedoch die volkshundliche Durchdringung heute noch nicht gewachsen.



## Der Übergang.

Der äußere Verlauf der Geschichte des Großstadtvolkcs spiegelt sich getrennlich im Inneren, des Einzelnen, wie der Gesamtheit. Die „gute alte Zeit“ der Wiener Erbeingesessenen bleibt die Zeit vor der Großstadtwerdung. Sowohl der Arbeiter wie der „neureiche“ Unternehmer wird nicht oder doch nicht nur wegen seiner äußeren Formen Gegenstand der Wiener Humoristen, sondern weil beide Schichten gleichzeitig als neu und nicht dazugehörig empfunden werden. Wenn wir versuchen, irgendein Zeichen dafür zu finden, ob in diesen drei Perioden irgendein Wandel vor sich gegangen ist, welcher uns das Werden als ein Wachstum zeigen könnte, so möchten wir auf das Wiener Wohnwesen hinweisen. Den äußeren Ausbau haben wir oben gesehen. Innerlich war die erste Periode durch Dinge gekennzeichnet, an welche man sich heute noch mit Schrecken erinnert. Da gab es zahllose Familien, welche Wohnungen mieteten, eine Zeitlang bewohnten und in dem Augenblick, da eine Reparatur notwendig geworden wäre, oder sobald die Wohnung neu gemalt gehört hätte, wieder auszogen und in eine ganz neue Wohnung übersiedelten. Neue Häuser wuchsen ja damals aus dem Boden. Diese Erscheinung gibt es einfach nicht mehr. Der Städter ist durchaus sesshaft geworden, hat innere und äußere Bindungen zu seiner Wohnstätte gewonnen. Die Wohnungsnot hat vielleicht dazu irgendwie beigetragen: Der Grund für diese Sesshaftwerdung war sie nicht. Die Wohnkultur, auch des Arbeiters, hob sich ja gerade zwischen diesen Epochen bedeutend. Der Zustand der Frühzeit mit den elenden Wohnungsverhältnissen, den unzähligen Bettgehern, Untermietern und ähnlichen Erscheinungen, ist weitestgehend gewichen. Wieviel hier Plan und gedachtes Werden ist und wieviel man von diesen Erscheinungen doch auch dem selbständigen inneren Wachstum des Großstadtvolkcs zuschreiben soll, bleibe dahingestellt. Die Tatsachen wirken jedenfalls wie Symbole.

Nun können wir nur noch kurz aufzählen, was uns heute als Großstadtvolksgut anmutet, und was für Wellen die Volkstumsentwicklung in der Großstadt geschlagen hat, bis der heutige stark ausgeglichene anmutende Zustand erreicht wurde.

Die Übergangszeit muß etwas Grauenhaftes an sich gehabt haben. Empfindliche Menschen sahen in der unverbundenen Mischung alter und neuer, fremder und einheimischer Elemente nichts anderes als eine Art von Tollhaus. Ein wichtiges literarisches Denkmal bildet hier das Werk des mährischen Juden Jakob Julius David (besonders sein Roman „Der Übergang“), das die Zerrissenheit seiner Zeit deutlich widerspiegelt. Falsch wäre es

nur, diese Schilderungen als bleibende Zeugnisse für den Geist der Großstadt zu werten, wie es falsch wäre, das auf ähnliche Eindrücke zurückgehende Bild „Spaziergänger“ von Max Klinger<sup>1)</sup> als bleibendes Sinnbild des Berliner Großstadtrandes aufzufassen, während es für die Zeit des Berliner Großstadtwuchses immer ein Denkmal sein wird.

Von der volklichen Unverbundenheit dieser Frühzeit wurde schon oben gesprochen und von der Tatsache ihrer späteren Wirkungslosigkeit. Daß die Wiener Küche Speisen aufgenommen hat, welche den Einwanderungsvölkern eigen waren, gehört zum Teil in diese Zeit. Die „Buchtel“ von den Tschechen, das „Gulasch“ von den Ungarn, das sind auf diesem Gebiet die bleibenden Denkmäler. Daß heute noch gewisse Berufe sprichwörtlich von den Nachkommen solcher Einwanderer ausgeübt werden, gehört auch hier erwähnt. Die „böhmischen“ Schuster und Schneider wie die italienischen „Cabsfuhrwerker“ und Rauchfangkehrer sind davon am bekanntesten.

Auf dem bezeichnenden Gebiet des **V o l k s v e r g n ü g e n s** haben wir einiges aus dieser Zeit schon herausgezogen. Daß es heute noch auf dem Laaerberg den sogenannten „böhmischen Prater“ gibt, also einen praterähnlichen Vergnügungsort, der besonders von den Tschechen des nahen 10. Bezirkes aufgesucht wurde, heute längst auch allen anderen Anwohnern dient, zählt hieher. Die Welle der Bewegung **F i a k e r — W ä s c h e r m ä d e l — V o l k s s ä n g e r** als eine Gegenbewegung des deutschen Stadtrandes wurde schon erörtert. Es handelte sich hier zweifellos um eine Reaktionsercheinung, um ein wenige Jahrzehnte dauerndes Hochauflackern der konzentrierten altbodenständigen Volkskunst, wenn sie auch sehr bald sich mit anderen Elementen mischte. Das herablassende Gespräch, das ein solcher der Bodenständigkeit bewußter Fiaker mit tschechischen Amtsdienern führt, wie es Friedrich Schögl<sup>2)</sup> beschrieben hat, zeigt ungefähr den geistigen Hintergrund, auf dem die spätere Entartung des immer mehr ins Singeltangeltum abirrenden Volksängertums erwuchs. Jene widerliche, sentimental-verlogene Dichtung und Musik, die immer wieder und wieder das Eigenlob des Wieners und seines Weines verkündigte, und die leider so oft als bare Münze, als Gesinnungsäußerung des Wienertums an sich betrachtet wurde und wird, entstammt dieser Richtung. Daß jüdische Volksänger und Volksänglerliederdichter hieran stark beteiligt waren, charakterisiert diese Richtung, wie es wenig anderes vermöchte. Der Cancan, die grobsexuelle Note, welche die ehrlichen Zeitgenossen so tief empörte, haben sich mit dieser Bewegung zu Tod gelaufen und nur in den

1) Willy Pastor, Max Klinger (Berlin 1918), S. 10 und Tafel 2.

2) Schögl, Wiener Blut, S. 230 ff.

Schöpfungen ähnlich gefinnter Nachkriegskreise eine Erneuerung in ähnlichem Sinn gefunden, vielleicht nicht einmal so ausartend als man glaubte. Zotigere Lieder als die berühmtesten Volksfängerinnen hat kaum jemand später gesungen.

Als eine durchaus großstädtische Bewegung muß die Sport- und Körperkulturwelle bezeichnet werden, welche die Zeit von 1900 an etwa charakterisiert. Das Altwiener Ausflugswesen war eine Vorstufe hiezu gewesen. Jetzt jedoch kam der Ausbau des Badewesens hinzu, das für Wien so bezeichnend werden sollte, und heute ist diese Bewegung, von der Sommerfrische bis zum Weckend, so weit, daß an den beliebtesten Ausflugstagen, etwa zu Pfingsten, statistisch nachgewiesenerweise sich oft die Hälfte der Wiener im Freien befindet. Man wird nicht verkennen können, daß auch hierin etwas Neues, Besonderes und für das Großstadtvolk Bezeichnendes liegt. In engem Zusammenhang steht diese Bewegung übrigens mit dem Problem der Großstadtsittlichkeit, welche objektiv gesehen heute wohl bedeutend größer sein dürfte als in der Zeit des Großstadtwachstums.

### Volkstypen.

Nicht umsonst hat die beschreibende Wiener Volkskunde, wie man die Sittenschilderer und -kritiker nennen könnte, auf die Wiener Volkstypen stets ein besonderes Gewicht gelegt. Es gehört diese Typenhaftigkeit, das Vorhandensein von einzelnen repräsentativen Persönlichkeiten heute wie ehemals zum Wiener Volkstum dazu<sup>1</sup>). Schon in der alten Stadt fand man die Obst- und Gemüseverkäuferinnen, die Fratschlerinnen, so wie die Blumenverkäuferinnen und manche andere Typen äußerst kennzeichnend. Auch heute noch wird man ähnliche Erscheinungen für charakteristisch halten müssen. So sind die Labendelweiber mit ihrem melodischen, nur in einer Terz sich bewegenden Ruf seit längster Zeit hier heimisch. Sie waren lange Zeit die einzigen, neben ihnen höchstens der Strohbauer, welcher die Gassen auf diese Weise belebte. In den Straßenfiguren, den Wanderhändlern, mit den ihnen eigentümlichen Rufenn kann man etwas Stadt-Eigenes sehen, vielleicht schon seit ziemlich langer Zeit, jedenfalls seit dem 17. Jahrhundert. Als Gestalten der Kaufrufe<sup>2</sup>) genossen sie in Wien schon um 1770 eine ähnliche Bekannt-

<sup>1</sup>) Vgl. z. B. (Wolff Wimmer), Wien und die Wiener. Ungeschminkte Schilderungen eines fahrenden Gesellen. Berlin 1892, S. 322 ff.

<sup>2</sup>) Bekannt ist vor allem die Darstellung „Der Kaufruf in Wien“ mit den Kupferstichen von L. Brand, 1775, Neudruck, Wien 1935.

heit wie ihre Verwandten bezeichnenderweise — in Paris<sup>1)</sup>. Die Melodien der Wiener Kaufrufe wurden schon verhältnismäßig frühzeitig aufgezeichnet; zuerst benützte sie Josef Weigl in einem eigenartigen Singspiel um 1800. Etwas später wurden sie von Wenzel Plachy in sechs „Deutschen“ motislich verwendet<sup>2)</sup>. In der Reiseliteratur erscheinen die Kaufrufe mit Melodien zuerst bei Groß-Hoffinger 1833. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verloren die Händler an Bedeutung, ihre Rufe nahmen ab und auch ihre Stellung in der Literatur. Der Strohbauer ist infolge des Durchdringens der Matratzen, welche die Strohsäcke verdrängten, verschwunden. Dafür rufen heute fahrende Obstverkäufer („Pracker“) mit durchaus melodischen Rufen, meist wieder in Terzen, ihre Waren aus. Die Zahl der Straßenrufe hat sich mit der steigenden Großstadt offensichtlich nicht vermindert. Das bleibt für den Gesamtcharakter der Stadt wichtig. Noch wesentlicher erscheinen Neubildungen der letzten Jahrzehnte. Die Straßenmusik hatte vor dem Weltkrieg der „Werkelmann“ völlig allein besorgt. Die Drehorgel, glaubte man einige Zeit, werde der Konkurrenz des häuslichen Rundfunkgerätes erliegen müssen. In der Tat aber besteht sie noch immer und hat sogar eine große Zahl von Wettbewerbern auf dem eigenen Boden gefunden. Es handelt sich um die volkskundlich schon mehrfach bemerkte Erscheinung der *S t r a ß e n s ä n g e r* und ihrer Kunst. Mit dem Aufkommen des Nachkriegschlagers wie mit der steigenden Arbeitslosigkeit traten sie auf den Plan. Zunächst sangen nur einzelne, dann schlossen sich mehrere zu festen Gruppen zusammen, begannen neben dem Gesang auch andere musikalische Darbietungen. Was alles dabei gesungen wurde und wird, spiegelt so ziemlich das ganze Musikleben der Stadt. Einzelne Lieblingslieder ließen sich in den verschiedenen Jahren wohl auch erkennen. Es ist dabei nicht immer so, daß gerade der populärste Schlager ganz im Vordergrund stehen müßte. Nur ganz besondere Schlager haben dies erlebt, so der „Kleine Gardeoffizier“, der eine Zeitlang das unbestrittene Lieblingslied war. Zum ständigen Schaß der Straßensänger gehören in Wien jedoch Lieder, welche mit dieser Sphäre nichts zu tun haben. „Fern im Süd das schöne Spanien“, dann die „Waldesruh“ und das „Frauenkäfer!“ müssen hier in erster Linie genannt werden. An das Volksängerliedgut schließt sich auch noch manches an, das sogenannte typische Wiener Lied wird sehr viel gesungen. „Wien, Wien, nur du allein“, „Das war anno dreißig in Wien“, charakterisieren diese Schichte. Daneben steht in der alten Wiener Überlieferung das jedem

1) Für andere Städte vgl. Christoffer Suhr, Der Ausruf in Hamburg, 1808; Paul Nettl, Der Prager Kaufruf, Prag 1930; Cesare Caravaglios, Voci e gridi di venditori in Napoli, Catania 1931.

2) K. M. Alier, Kleine Volkslied-Studien. 1. Alt-Wiener Kaufrufe. (Das deutsche Volkslied, 38, S. 64 f.)

Wiener geläufige Dudeln; der Erzherzog Johann-Todler erfreut sich dabei der größten Beliebtheit. Einiges vom älteren sentimentalcn Liedgut wie vom alpenländischen gehört auch hieher. An Musikinstrumenten wird allerlei verwendet. Die Geige allein, die Ziehharmonika allein oder meist als Gesangsbegleitung sind nur die Anfänge. Kleine Kapellen, mit Trompete, Sazophon, Gitarre, Mandoline und Ziehharmonika sind gar nicht selten. Die Zahl der Musikanten kann bis zu sechs oder mehr steigen. Neben die Musik tritt aber bei den arbeitslosen Straßenkünstlern noch sehr viel anderes. Parterreakrobaten mit Produktionen von der einfachsten bis zu recht schwierigen begegnen ständig. Ausgesprochene zirkusnachahmende Straßenkünstler sind hier nicht selten mit wirklichen stellungslosen Artisten verbündet. Auch der Spasmmacher fehlt ja meist nicht. Kinder werden zu diesen Produktionen häufig herangezogen, Frauen so gut wie nie. Diese scheinen nur als Sängcrinnen aufzutreten und schöne Stimmen werden von den Zuhörern stets gern bemerkt, erfreuen sich auch einer weitaus besseren Entlohnung als andere Straßenkünstler.

Von den Straßensängern ist nur ein Schritt zu den *s e l b s t G i n g e n d e n*. Das Schlagersingen ist hier eine der Erscheinungen, welche zu den Volkstumswellen der Großstadt gerechnet werden muß. In den ersten Nachkriegsjahren kam es auf und erreichte bei den beliebten Schlagern wie „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ die Höhe. Lieder wie der „Kleine Gardeoffizier“ wurden auch noch viel gesungen, besonders von den jungen Burschen, welche die Parkanlagen der Vorstädte (den sogenannten „Beserlpark“) bevölkern. Die letzten Jahre haben das öffentliche Singen, bei dem politische Lieder übrigens nur eine kleine Rolle spielten, fast vollständig wieder zurückgehen lassen, was teilweise auch durch den Tonfilm verursacht sein mag. Diese Burschen empfindet man überhaupt als eine charakteristische Bevölkerungsschichte. Sie sind wohl in vielen Beziehungen der Ausdruck des Großstadtvolkes. Im Zusammenhang mit ihnen kann man am ehesten viele andere Elemente der Großstadtkultur erwähnen, welche für diese Schichte, aber damit auch für weite Kreise, bezeichnend erscheinen. Nicht zu übersehen sind hier noch manche kleinere musikalische Äußerungen des Großstadtmenschen, so der *P f i f f*, besonders das Erkennungszeichen, vielfach nur aus einem Motiv bestehend, das ein Bruchstück einer größeren Melodie sein kann, oft nach politischen oder sonst zeitbedingten Liedern. Vielfach wird hiefür auch Siegfrieds Hornruf benutzt, — oft mit unterlegtem Text: „Mozig, komm in die Konditorei!“<sup>1)</sup> Wichtig scheint, daß Pfeifmotive auch ohne gedachte Liedworte einen allgemein

<sup>1)</sup> Textunterlegungen zu bekannten Signalen sind besonders von Soldatenkreisen her sehr geläufig. Vgl. Angenetter-Blüml, Lieder der Einserschützen, S. 124 f.

bekanntem Sinn haben können. Ein sehr urtümliches Beispiel dafür ist vielleicht das Pfeifen der Kutscher, wenn sie die Pferde zum Urinieren bewegen wollen, ein lockendes leises Vorsichhinpfeifen bloß. Eine andere Erscheinung sind dann die in der Unterschicht des Großstadtvollkes sehr geläufigen Fehler- und Warnungspfeife, die durch verschiedenes Straßensolk, nicht zuletzt die Gassenbuben, allgemeiner verwendet werden. In deren Leben ist dann der selbstverständlich ganz allgemein bekannte „Ziach a“-Pfiff von dieser Gattung.

### Die Rolle der Mode.

Lebensgestaltung und Lebensideal der eben erwähnten Burschengruppen und ihres Anhanges kennzeichnet weitgehend die „Mode“. Hieher gehören wieder Volksvergnügen, Volkssprache und viele von den anderen Kapiteln, welche beim Erbe aufzuzählen waren. Vieles von dem, was man täglich sieht, wird hier als Gut dieser Schicht empfunden. Neben der Arbeit oder Arbeitslosigkeit dieser Menschen steht die Freizeit und ihre Füllung. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander ist in diesem Bezirk in seiner großstädtischen Gestaltung aufzusuchen, wie sie sich in ihrer Freizügigkeit von dörflicher und altstädtischer Art entfernt und verändert hat. Das Volksvergnügen beginnt man am besten mit dem Kino zu besprechen. Spamer hat es vollständig zutreffend das Volkstheater der Großstädte genannt. So wie Spamer<sup>1)</sup> das Programm charakterisiert, so wird es aufgenommen. Die Sentimentalität ist genau so vorhanden wie der Wunschtraum vom Luxus, der sogar aus abgefragten Zeugnissen eben aus Jungarbeiterkreisen immer wieder in irgendeiner Form hervorgeht. Mit der inneren Szenerie dieser Filme fühlt sich der Mensch dieser Schichte irgendwie einig, ob es sich nun um den Wildwestfilm handelt oder um den Salonfilm. Das Ausleben in freien wie in gebundenen Formen, das ihm gleichmäßig versagt ist, steht hier vor ihm und wird hier vorgelebt, lebt in ihm mit. Nicht umsonst führt die bekannte Verschwendungslust den „Proletariet“ immer wieder dazu, sich den Anzug nach der neuesten Mode zu verschaffen, wenn auch der Stoff nicht von besonderer Qualität sein sollte. Die Form ist das maßgebendste. Das Tragen von Krawatten, Socken, Hemden in unglaublich modischer Form ist nicht zuletzt auf dem Zusammenleben mit den Kinohelden aufgebaut, welche dieses Modeheldentum ja vorleben.

<sup>1)</sup> Spamer, Deutsche Volkstunde als Lebenswissenschaft von deutschem Volkstum (Hofstätter-Schnabel, Grundzüge der Deutschkunde, II.), S. 290.

Der Mode als überpersönlicher Erscheinung müßte auf dem Gebiet der sogenannten Tracht wohl für die Großstadt eine ganz eigene Beachtung geschenkt werden. In der Zeit der Großstadtwerdung gab es in Wien lange Zeit hindurch zum Beispiel eine *M ä n n e r k l e i d u n g*, welche als typisch wienerisch, also doch wohl volksverbunden angesehen wurde: die *Fiakerkleidung* mit der *Pepitahose* und dem „*Stesser*“. Wie heute die Herrenmode auf *Kinohelden* zurückgeht, so war durch mehrere Jahrzehnte im „*Übergang*“ die österreichische *Soldatenkleidung* Vorbild, besonders das *pomadifizierte Haar* mit den „*Gechsern*“, den vor die Ohren gedrehten *Schläfenlocken*. Übrigens entstammt der gleichen Zeit die für Wien als so charakteristisch empfundene *Virginierzigarre* („*Vetschina*“), die zum Beispiel *F. S. David* noch „die scharfe österreichische *Soldatenzigarre*“ nennt und von der *Friedrich Uhl* die äußerst bezeichnenden Worte schreibt: „Auch die *Weise*, die aus *Italien* stammende *Virginiazigarre*, welche unsere *Soldaten* zur *Volkszigarre* gemacht haben, die fast allen zugänglich ist und von hoch und nieder geraucht wird, im *Munde* zu halten, fest in den *Zähnen*, die rauchsende *Glutspitze* keck zum *Himmel* emporgekehrt, ist wienerisch. So ist der *Wiener* Brauch sich zu halten und zu tragen, durch das *Wiener Regiment Deutschmeister* den *Truppen* der *Armee* eingeimpft worden.“<sup>1)</sup> Sicherlich ist damit auf eine bisher unbeachtete und kulturgeschichtlich merkwürdige *Welle* hingedeutet, die im Zusammenhang mit den *italienischen Kriegen* der *Jahrhundertmitte*, aus der *Kadesky-Zeit* viele durch die *Armee* einheitlich geformte *Züge* zum Teil *italienischer Herkunft* noch *Jahrzehnte lang* in *Wien* und weiter darüber hinaus hat nachleben lassen, — das *Deutschmeister-Urlauberlied* „*I bitt, Herr Hauptmann, bitt recht schön*“ in seiner *Verbreitung* und *Verwendung* als *Volkstanz*<sup>2)</sup> usw. mag dafür bezeichnend sein. Heute ist die „*Vetschina*“ übrigens schon sehr stark wieder zurückgegangen und wird von *jungen Leuten*, die nicht mehr im *altösterreichischen Heer* gedient haben, nur mehr sehr wenig geraucht; noch weniger freilich die *altbürgerlich-bäuerliche Pfeife*, die noch in der *zweiten Hälfte* des *19. Jahrhunderts* in verschiedenen *individuellen Spezialformen* gepflegt wurde, entweder die *Porzellanpfeife* mit ungeheurem *Weichselrohr* oder aber der „*schön*“ *angerauchte Meerschaumpfeife*, das *Schneckenhäusl* oder wie die *Klein Kunstwerke* der *Pfeifenschneiderei*, eines heute so gut wie *ausgestorbenen Gewerbes*, nun hießen, für die besonders *beschauliche Handwerker* große *Vorliebe* hatten.

1) Uhl, Aus meinem Leben, S. 91.

2) Vgl. E. A. Blüml, Zwei Deutschmeisterlieder des vorigen Jahrhunderts (Blüml-Gugitz, Altwienerisches. Bilder und Gestalten. II., S. 364 ff.) Raimund Zoder, Altösterreichische Volkstänze, II., S. 14 f.

Bei den Frauen ist der Einfluß der Kinomode nicht weniger bezeichnend, von der Haartracht bis zum Strumpf. Niemand und nichts hat hierauf einen größeren Einfluß als der Film und seine Heldinnen. Freilich, nur der Spielfilm.

Bis zum Umbruch rollte noch der Kulturfilm jeder Art vor halbblernen Häusern ab. Spamer hat auch auf den Film mit dem glücklichen Ende bereits hingewiesen. Es mag nichts anderes als die Form des großstädtischen Märchens sein, die hier gezeigt wird. Jede Definition von Märchen müßte versagen, wenn sie nicht auf diese Dinge eingehen würde. Es handelt sich um die Befriedigung, um das glückhafte Geschehen in überwirklichen und doch immer möglichen Sphären: Hier, an dieser Stelle im Volksgeschmack, stand und steht teilweise ja noch der Roman dieser Menschen. Es gibt in Wien noch Volksbuchdruckereien, welche die alten Volksbücher drucken und auch einen ziemlichen Absatz haben, aber meist gehören diese Dinge nur mehr den Kindern an. Gelesen wird das Abenteuerbuch, wie der Abenteuerfilm angeschaut wird. Das mittelalterliche Volksbuch war echt städtisches Gut. Es führte den Menschen genau so in fremde Lande, vor Gefahren und stets auch zu deren glücklicher Bezwingung, wie dies Abenteuerroman und Film heute besorgen. Von den älteren Erzählern wie Gerstäcker oder dem noch immer ungeheuer beliebten Karl May reicht dabei die Spanne bis Jack London. In ihr stehen Zane Grey und alle Stufen der Detektivgeschichte, stehen die eigenartigen Tarzanbücher wie die Neigung, auch das Grausige, Kriminelle der hohen Literatur noch in sich hineinzuziehen. Die seinerzeitige Vorliebe für Zola und Dostojewsky ging nicht zuletzt auf diese Quellen zurück. Mehr märchenhafter Art ist der Frauenroman. Die Bücher einer Heimbürg, einer Marlitt sind noch immer beliebt genug, Courts-Mahler ist die erklärte Lieblingschriftstellerin einer überwältigenden Frauenzahl. Der Zeitungsroman der kleineren, aber weitestverbreiteten Blätter steht durchaus auf dieser Stufe. Er ist nahezu vollständig Frauenroman. Ein interessantes Beispiel für den Wiener Sondergeschmack sind dabei Werke wie die eines Klemens von Bernau, von dem die Kaiser-Josef-Romane der Volkszeitung stammen. Wiener Lokalfiguren wie die Gallmeyer oder Therese Krones nehmen eine ähnliche Stellung wie der Volkskaiser ein. Ihr Leben und besonders ihre Liebesverhältnisse werden immer wieder behandelt. Hier liegt ja auch der Grund der eifrigen Kenntnisnahme aller ähnlichen Geschehnisse im Leben hochgestellter Persönlichkeiten. Die Privatverhältnisse der Habsburger wurden immer wieder behandelt und gern

gelesen. Tatsächliche Ereignisse wie die Tragödie des Kronprinzen Rudolf nährten die Freude an diesen Stoffen noch beträchtlich. Man wird übrigens kaum sehr fehlgehen, wenn man trotzdem auch das Großstadtvolk in seiner großen Mehrheit als ein unliterarisches Volk bezeichnet. Das Lesen der Geschehnisse war doch nur ein Hilfsmittel. Seit es den Film gibt, hat dieser Lesestoff zahlenmäßig wieder in den Hintergrund treten müssen, da man nun Abend für Abend diese Dinge doch leibhaftig erleben kann.

Zu derselben geistigen Schichte gehören noch die Wiener *O p e r e t t e* und die *Z e i t u n g*. Der Geschmack an der Operette wird gern dadurch gereizt, daß man die Stoffe des Trivialromans aufgreift. Schließlich ist das „Dreimäderlhaus“ nichts anderes als der übertragene Zeitungsroman; von Schuberts Leben ist nur das sentimental gefärbte Liebesleben übrig und wichtig geblieben. Die Zeitung befriedigt andere Gelüste mehr. Sie hat ähnliche Funktionen wie der Abenteuerfilm. Der Knabe liest das „Indianerbüch“, der Erwachsene den „Gerichtssaal“ und die letzten Mordfälle, Verführungen, Ehebruchschilderungen, welche einzelne Blätter immer wieder in allen Einzelheiten brachten. „Kronen-Zeitung“ und „Erzähler“ sind in dieser Stellung berühmt geworden.

### Die Pseudoromantik.

Dies Thema ist mit diesen Streiflichtern nicht zu erschöpfen, nicht einmal zu umgrenzen. Die Romantik, besser vielleicht Pseudoromantik, welche sich auf diesen Gebieten gezeigt hat, geht ja in der Großstadt immer wieder in das wirkliche Leben über. Nicht umsonst ging aus Aussagen vor Gericht oft genug hervor, daß der *V e r b r e c h e r f i l m* Jugendliche zum Verbrechen geführt hatte. Hier liegen tiefsitzende Dinge vor. Schon bei den Liedern wurde die auffällige Häufung von *L i e d e r n* über Verbrecher und Verbrechen bemerkt. Bereits im alten Wien errangen manche *K ä u b e r* einen gewissen Ruf und Nachruhm, so der berühmte Grasel. In der Nachkriegszeit errang der „edelmütige“ Einbrecherkönig Breitwieser einen ganz ähnlichen Ruf, wie nicht nur aus den Inschriften von Sträflingen und Dirnen hervorgeht<sup>1)</sup>. Bei ihm waren es die gleichen Züge wie bei Grasel, nämlich besonders der Großmut gegen Arme, welche ihn bekannt machten. Die Einbrecher und alle anderen kriminellen Elemente stehen aber auch sonst mit der anderen Bevölkerung in

1) Petritovits, Hinter Schloß und Riegel, Nr. 453, 454, 455, 456, 458, 547, S. 75 bis 77.

gewissen Beziehungen. Unter den Burschen gibt es zunächst eine Schichte, welche im allgemeinen als „Pü l c h e r“ bekannt ist (Bersch, Büß, früher Strizzi bezeichnen dieselben Menschen), die ein Eckenstehertum vertreten; in der Zeit der Arbeitslosigkeit war diese Schichte ziemlich bedeutend. Der Schritt zu den Plattenbrüdern, also den Angehörigen einer Einbrecherplatte (Bande) ist von diesen Pülchern nie sehr weit gewesen, so wenig wie von den Dirnen und ihren Zuhältern. Diese Dinge sind nicht sehr gut bekannt und Arbeiten wie die von Elliot O'Donnell für London<sup>1)</sup> gibt es für das heutige Wien nicht. Der Zusammenhang mit den übrigen Volksschichten fällt nur manchmal auf, so bei der Betrachtung des Sprachschazes der Allgemeinheit, welcher ständig durch Ausdrücke der Verbrechersprache bereichert wird. Worte, die Fröhlich noch 1851 für die Gannersprache buchte, wie „Abfelbern“ = abschreiben, „Ausfochen“ = ausmachen, „Kasporn“ = plaudern, und andere sind heute ziemlich allgemein verbreitet. — In politisch hochehregten Zeiten zeigt sich allerdings, daß die Grenzen nicht immer nur fließend sind. —

In das Gebiet der Pseudoromantik im großstädtischen Geistesleben gehört offensichtlich zu einem nicht geringen Teil auch die Selbstmordromantik. Selbstmorde sind zum großen Teil Folgen von Liebesverhältnissen, teils in Verbindung mit mißglückten Fruchtabtreibungsversuchen, teils Doppelselbstmorde. Daneben kommen immer wieder Selbstmordfälle vor, deren Ursachen nicht so leicht zu erkennen sind und bei denen höchst unlogische Motive, teilweise auch Anregungen aus dem Kino und der Kriminal- und Liebesromanliteratur maßgebend erscheinen. Gerade in dieses Gebiet führt wieder eine Wiener Novelle Kolbenheyers, nämlich „Münchhausen über uns“, deren Heldin Elvira Sponningner keine Erfindung ist<sup>2)</sup>.

Kehren wir wieder zum Gedankenkreis des *Volksergnügens* zurück, so läßt sich feststellen, daß jetzt eigentlich eine große Zahl ältere Dinge, welche wir unter Festfreunden eingereiht haben, hier wiederkehren müßten. Selbstverständlich sind Angelegenheiten wie die Firmung, etwa in ihrer großstädtischen Form, zum größten Teil nur Volksergnügen, sowohl für den Firmling wie besonders für den Firmpaten. Das typisch großstädtische Vergnügen aber ist das *Zuschauen*. In den dafür geschaffenen Zuschauerstätten vollzieht es sich organisiert, viel öfter aber unorganisiert.

1) Elliot O'Donnell, *Strange Cults and Secrets of Modern London*. London 1934.

2) E. G. Kolbenheyer, *Mhalibama. Drei Erzählungen*. München 1919, S. 197 ff.

## Sport.

Vom Kino und vom Theater geht der Weg zunächst zum Sport. Dieser ist in größtem Ausmaß nicht eine Eigenbetätigung, sondern ein Zuschauer-  
vergnügen. Der volkstümlichste Sport ist ohne Frage der Fußball. Er  
allein zieht Zehntausende auf die Zuschauerplätze. Die Fußballhelden sind all-  
gemein bekannt, große Wettkämpfe sind Ereignisse, deren Ablauf in höchster  
Erregung durchbesprochen wird, sei es in persönlicher Anwesenheit, sei es nur  
am Lautsprecher. Dies verbindet übrigens sogar sehr weite Bevölkerungs-  
kreise. Von einer Lust zur eigenen körperlichen Betätigung kann dabei nur  
wenig gesprochen werden. In der Kindheit spielt freilich die Nachahmung  
gerade wieder des Fußballs auf den Straßen und Plätzen eine ziemliche  
Rolle. Die Wiener Fußballer sind charakteristischerweise auch durchwegs  
der Arbeiterschaft entwachsen. Sie sind echte Exponenten jener Schichte der  
vorstädtischen Jugend, welche durch den häufigen Kinobesuch und das Tragen  
modischester Kleidung ständig auffallen. Die übrigen Sportarten haben weit  
nicht jene Anziehungskraft wie der Fußball, doch gibt es hier auswählende  
Kenner und Liebhaber, zum Beispiel für den *K r a f t s p o r t*, dessen Wiener  
Meister sich stets einer ziemlichen Popularität erfreuten. Es ist aber auch  
hier wieder das Zuschauen, die Inaktivität, auffallend, welche jedes Groß-  
stadtvergnügen charakterisiert, auch den Praterbesuch etwa, wo die Zuschauer  
die sich Vergnügenden an Zahl weit übertreffen. Das eigene Handeln da-  
gegen ist für den Großstädter ziemlich unbedeutend. Gewisse politische Vor-  
gänge lassen sich wohl auch nur durch diese Inaktivität erklären. Aktiv ist  
bloß das *B e s p r e c h e n* der Dinge. Das Gespräch über den Fußball steht  
dabei dicht neben dem politischen Gespräch, während man über Buch und Kino  
weit weniger spricht. Diese Form der Beteiligung leitet zu einer anderen be-  
zeichnenden Tätigkeit des Großstädters über, nämlich zum „*T r a t s c h*“ der  
Frauen und zum Aufblühen des *W i z e s*, besonders des politischen *W i z e s*.

## Witz und Humor.

Humor und Witz stellen für die Volkskunde stets eine ergiebige Fund-  
grube dar, wenn das Kapitel der *S e l b s t c h a r a k t e r i s t i k* eines Schla-  
ges anzuschneiden ist. Die Einstellung zum lustigen, komischen und grotesken  
Geschehen gehört zu den tiefstehenden bezeichnenden Eigenschaften, welche einen  
Volkschlag kenntlich machen. Beim als gemüthlich und heiter bekannten  
Wiener müssen diese Dinge für wichtig erachtet und wenigstens andeutender-

weise auch hier berührt werden. Der stehende Witz und die heitere Redensart, die schlagfertige Wechselrede und der Situationswitz stehen nebeneinander. Der weitvertragene Typenwitz kommt neben dem lokal gebundenen Typenwitz zu stehen. So erklärt sich die Vielfalt der Formen. Im Volk laufen mündlich erzählt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Mengen von Witzern um. In politisch hochregerten Zeiten kann es zu unglaublichen Häufungen kommen, wobei sich um bestimmte Personen, deren Charakterzüge vereinfacht stehend angenommen werden, ganze Witzkreise bilden können. In diesen finden sich nun verschiedene Gruppen. Wortwitz, skatologische Witz in großer Zahl, ferner Anwendung älterer Schwankmotive. Insbesondere Geschichten mit Einbeziehung des Himmels und seiner Bewohner, der Sterbestunde und des Todes der betreffenden Personen, des Verhaltens der Mächte im Jenseits kehren ständig wieder. Die Verbreitungsgeschwindigkeit solcher Witzworte kann oft eine geradezu unglaublich große sein, sodaß das gesamte Stadtvolk daran beteiligt erscheint. Eine andere Form des Witzes ist der *S p o t t* in weniger fest geprägten Formen, der beim stark satirisch eingestellten Wiener sehr häufig zur *S e l b s t v e r s p o t t u n g* wird. Das *E i g e n l o b*, von dem oben gesprochen wurde, wird oft durch den stark resignierten Eigenspott reichlich aufgewogen. Die Wiener Humoristenliteratur bietet dafür das beste Beispiel. Auch die Wiener *W i z b l ä t t e r* und periodischen Erscheinungen humoristischer Art müssen hier herangezogen werden, da sie seit längster Zeit ein durchaus eigenartiges Gepräge tragen<sup>1)</sup>, soweit sie nicht unter dem Einfluß des Judentums standen oder von ihm umgeformt wurden. Die Eipeldauer Briefe Josef Richters, welche von der josefinischen zur franziszeischen Zeit hinüberführen, wurden von uns oft schon benützt, um kulturhistorische Einzelheiten zu erleuchten. Der Tonfall und die ganze Aufmachung dieser Blätter, nämlich das alte Thema vom Bauern, der in die Stadt kommt, wirkte in Wien noch lange nach. Die „Briefe des Hansjörgel von Gumpoldskirchen an seinen Vetter in Jeselau“ stellen die direkte Fortsetzung der Eipeldauer Briefe dar. Sie bedienen sich wieder einer Art von Mundart, berichteten wieder in launiger Weise und konnten sich bis in die letzten Jahrzehnte erhalten<sup>2)</sup>. Den Anklang, den sie im Wiener Volk fanden, bezeichnet die charakteristische Äußerung älterer Wiener bei spaßigen oder grotesken Vorfällen aller Art „Des gehört in Hansjörgl“, womit zugleich auch die Rolle dieses Blattes als eine Art von Rügegericht angedeutet ist. Von Witzblättern wäre vielleicht der jahrzehntelang beliebte „Kikeriki“ zu nennen, den man als den Stimmungsausdruck des „Kleinen Mannes“ zu werten pflegte. Eine stark konservative Note mit der

1) Vgl. auch (Wolff Wimmer) Wien und die Wiener, S. 292 ff.

2) Vgl. Eipeldauer Briefe, Bd. I, Einleitung.

Stimme des „Besserwissers“ war ihm ständig zu eigen, und das Wiener „Kanzertum“ hat wohl auch in ihm einen recht typischen Ausdruck gefunden. Unter den normalen, eigentlich wenigen Witzblättern läuft noch eine Strömung, welche raschlebige, weil oft verbotene Blätter bringt, die zumeist erotische Wize darbieten. Sie gehören der Gesamtschichte der erotischen Lektüre an, die an sich nicht allzu groß sein dürfte. Der erotische Witz wird jedoch auch sehr stark erzählt, und zwar nach der sexuellen wie nach der skatologischen Seite hin. Eine Form des Neuwuchses könnten vielleicht jene Äußerungen des Volkes darstellen, welche von den Wänden her sich zeigen, nämlich die *M a u e r i n s c h r i f t e n*. Auf dem Dorf gibt es das nicht oder doch nur in sehr geringem Ausmaß. In der Stadt ist die Mauerinschrift von der des Kindes bis zu der der politischen Partei etwas ständig Vorhandenes und ständig Erneuerteres.

Neben Namen und Versen treten zu stärkster die Zeichen der Geschlechts- teile, oder nur deren Namen oder ausführliche Zeichnungen hervor. Die Häufung ist örtlich und zeitlich verschieden. Auf den Gängen des Jugendgerichtes fallen die häufigen erotischen Inschriften stark ins Auge, sonst verschwinden sie mehr unter den übrigen. Die restlichen Inschriften, welche man die belanglosen nennen möchte, kehren besonders an einzelnen Punkten immer wieder, so die Ausflüglerinschrift, die typische Touristeninschrift an Denkmälern und Bauten — etwa im Stefansturm, wo die Wände der Turm- stiege von Namen und Daten übersät sind. Die Nameneinkerbung in Bäume und Bänke schließt sich hier an.

Diese Dinge leiten bereits zu den Äußerungen des Wizes über, welche häufig Anschluß an schon vorhandene — gewissermaßen latente — Formen besitzen. Am besten zeigt sich dies vielleicht bei der Form der *G e b e t p a r o d i e n*, die der städtischen wie der bäuerlichen Bevölkerung bekannt sind, aber doch seit dem Mittelalter als in der kritischen Welt der Intelligenz entstanden anzunehmen sind und sich von der Stadt aus verbreiteten, zum Teil übrigens durch das Soldatentum, welches auf Grund politischer oder erotischer Parodien seine militärischen in Form „Himmlicher Einquartierungs- befehle“ und ähnlich bildet. Zwei durch ein Jahrhundert getrennte Beispiele könnten die Ähnlichkeit dieser Gedankengänge beleuchten, nämlich die Vater- unserparodie aus den Tagen des Bankrottsturzes von 1811<sup>1)</sup> und das Gegenstück, ein „Kriegsglaubensbekenntnis“ aus dem letzten Weltkrieg, beide für die Stimmung ihrer erregten Zeiten äußerst bezeichnend<sup>2)</sup>. Vergleicht man

1) Schönholz, Traditionen aus dem alten Österreich, I., S. 177 Anm.

2) August Angenetter und E. A. Blümml, Lieder der Einserschützen, S. 134.

damit, daß schon von Philipp Hafner Predigtparodien überliefert sind, beginnend

„Im Namen des Vaters — der Mutter — und der Tochter.

Stramen. Exspectus in altrum voltum. Mit dem Kopf in Zöger. Also lese ich bei Mathies gleich im Anfange nach dem letzten Wort auf der Seite, wo es steht. Zur Überkommung des nötigen Geistes meiner Predigt bitte ich allseits um ein Glas Österreicher! usw.“<sup>1)</sup> und berücksichtigt weiters, daß die hochgehenden Wellen der Politik anfangs des zweiten Drittels des 20. Jahrhunderts ganz ähnliche Erscheinungen wiedergebracht haben, so kann man hier die Kontinuität wohl nicht verkennen.

### Weiterwuchs in Brauch und Glaube.

Wir haben noch einen weiteren Teil des Großstadtwachses festzustellen, welcher nicht so in der Luft hängend erscheint wie zuweilen die vorher erwähnten Dinge. Wie bei der Betrachtung des Erbes schon deutlich hervortrat, bleibt das Erbe nicht tot, sondern hat einen merkwürdigen *W e i t e r w u c h s*, wenigstens in gewissen Stücken, aufzuweisen. Dieser Weiterwuchs, der kein häuerliches Gepräge trägt, ist daher auch eine Form des Großstadtwachses. Wir müßten alle Formen des Erbes noch einmal durchgehen, um alle Ansätze und Ausgestaltungen aufzuzeigen, welche von dorthier zum Großstadt wuchs führen. Hier seien nur einige charakteristische Beispiele genannt.

Das *F a s c h i n g b e g r a b e n* ist in seiner alten Form verschwunden. Das Ende des Faschings wird jedoch noch immer als der Tod eines persönlichen gedachten Wesens empfunden, und so tauchen jedes Jahr in den Papiergeschäften *T r a u e r a n z e i g e n*<sup>2)</sup> auf, von denen eine charakteristische hier abgedruckt sei.

<sup>1)</sup> Philipp Hafners Gesammelte Werke, hg. Ernst Baum, I., S. 10 f. Am bekanntesten ist diese Form von Literatur und Volksüberlieferung bisher aus den Jahren 1809 und 1848 geworden, ohne daß man leider das sehr reichliche Material in volkstümlicher Weise zu sichten versucht hätte. Vgl. unter anderem: Anno Neun. Volkslieder und Flugschriften, hg. von Oswald Menghin und Karl Wagner (Bücherei des Österreichischen Volkschriftenvereines, Bd. V), Brigen 1909. R. F. Arnold und R. Wagner, Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres (= Schriften des Literarischen Vereines in Wien, Bd. XI.), Wien 1909. Fr. von Helfert, Der Wiener Parnas im Jahre 1848, Wien 1882.

<sup>2)</sup> Vgl. auch Adolf Spamer, Deutsche Faschnachtsbräuche, Jena 1936, S. 62. Auch politische Gegenstände zu diesen Parten kommen immer wieder vor.

Mit schmerzlichem Gefühl gibt die Hochwohlgeborene Freifrau von Fastenzeit in Ihrem, wie auch im Namen der gefertigten tieftrauernden Hinterbliebenen, die schmerzliche Nachricht von dem leider viel zu früh erfolgten Hinscheiden Ihres allgemein bekannten und sehr beliebten Vorgängers, des Hochwohlgeborenen

Herrn Fasching recte Prinz Carnebal,

Stifter vieler Ehen und Schulden, Gründer der Lungen-, Lumpen- und Schwindelsucht, Professor des Ausschneidens, Mitglied aller Lumpen-, Schwindler- und Windbeutelvereine, Ritter des Hausunordens, Intimus gratia aller Tanz- und Liebeslustigen, Doktor der Rechte aller Heiratsbedürftigen, Matador aller Gigerl, Vorstand aller Saufkollegien, Gegner aller Mäßigkeits- und Trunkenheitsgesetze etc., etc., etc.,

welcher nach kurzem aber teurem Leiden in der Fastnacht um 12 Uhr nach Umsturz und Ausleerung des Geldbeutels an gänzlicher Erschöpfung verschieden ist.

Der Leichenschmaus findet am Aschermittwoch noch vormittags im Wirthshaus des Raxenjammers statt, an welchem Tage auch die Lamentabeln beginnen.

Die Trauerfeierlichkeiten werden folgender Tage in den verschiedenen Versäzämtern und zu Hause bei krachendem Magen und schwindeligem Kopfe in bitterer Betrübniß und großer Zerknirschung fortgesetzt.

Asis, am Aschermittwoch anno domini.

Ebler Ritter Storch von Storchenschrei, Edle Madame Hebamine von Kleing'schrei, als Eltern.

Wirte, Schuster, Schneider, Friseur, als Tieftrauernde.

Christian Kirtag, Juditha Purim, Carneval Venezia, als Geschwister.

Kater-Mffe, Schwamma, Zipperlein, Dalles-Stier, als Kinder.

Um stilles Beileid wird gebeten.

Friede seiner Asche.

Städtischen Weiterwuchs stellen ferner die *A u s s c h m ü c k u n g e n* älterer Feste dar, die übermäßige Ausdehnung und ähnliche Elemente, welche bei den Vergnügungen schon besprochen wurden. Der Auspuß der Firmungswagen zum Beispiel, bei dem besonders Papierblumen in großen Mengen verwendet werden, Blumengirlanden, nachgebildete Baldachine, und zwar auf den bei dieser Gelegenheit weit mehr als sonst verwendeten Fiakern ebenso wie auf den Kraftwagen, gehören ebenso hieher wie der ganz ähnliche

Schmuck der Hochzeitswagen. Der festliche Schmuck von Wagen im weiteren weist überhaupt stets große Ähnlichkeiten auf, ob es sich nun um die Wagen der Praterfahrt handelt oder um gelegentliche Kinderumzüge. Weiterwuchs bedeutet ferner die Aufnahme von verschiedenem neuen Spielzeug in die Verkaufsmasse der „Kirchtagstandeln“; die Indianerwaffen aus Pappe, der Kopfschmuck, welcher sich an die Ausstattung der ungeheuer beliebt gewesenen Operette „Gräfin Marisa“ anlehnt, und vieles andere könnte hier genannt werden. — Neuwuchs stellt auch eine Götze dar, deren Werden im Dunkel liegt, die sich jedoch zu einer ausgesprochenen Volksgötze entwickelt hat, nämlich das Aufstellen kleiner Christbäume auf den Gräbern zur Weihnachtszeit. Noch vor dem Weltkrieg war der Brauch so gut wie unbekannt. Nach dem Krieg scheint er langsam aufgekommen zu sein und hat sich in den letzten Jahren zu großer Blüte entfaltet. Besonders auf Kindergräbern, aber auch auf anderen stehen die kleinen Bäumchen und werden um Dreißig wieder weggeschafft.

Als Weiterwuchs ist auch das ganze Gebiet des großstädtischen Volksglaubens zu betrachten. Er war schon beim Erbgut in seinen verschiedenen älteren Formen zu erwähnen und ist hier nur in jenen Formen noch zu streifen, welche typisch für den Neuwuchs erscheinen. Am einfachsten erscheint dies beim Zusammennachen älterer und neuer Formen, wo zum Beispiel alte Formen neue Verwendung finden. Das Hufeisen war stets als glückbringend bekannt, und man versäumte es nie, gefundene Hufeisen oder auch nur Stollen mitzunehmen und aufzubewahren. Vielfach wurden diese Dinge in den Wohnungen aufgehängt oder angenagelt. Heute wird das Hufeisen besonders als Autoschutz verwendet, wo es meist am Kühler angebracht ist. Im Fond des Wagens hängt aber außerdem meist noch eine Glücksfigur, wie sie ähnlich im Fußballtor als Goalwurfel verwendet wird, der nach Niederlagen nicht selten verprügelt wird. Auf dem Schaltbrett des Wagens befindet sich ab und zu noch irgendein Talisman, häufig eine Christophorusplakette. Die Kraftwagen werden auch zu der Christophorusweihe nach Christofen gefahren, welche seit einiger Zeit kirchlich eingeführt ist. Der Talisman, das magische Schutzmittel, spielt denn überhaupt eine sehr große Rolle beim Großstadtmenschen. Nicht umsonst werden in den meisten Juwelierläden ganze Ketten von Talisman-Anhängern verkauft. Formen wie das Glücksschwein oder ältere Symbole stehen dabei neben offensichtlich neugeschaffenen Dingen, erotisch anmutenden Figürchen und Zeichen. Was bei den gewöhnlichen Anhängern an Halsketten schon talismanartig empfunden wird und was noch als reines Schmuckstück, ist oft schwer zu entscheiden. Der Glücksklee in Form eines vierblättrigen Kleeblattes aus Gold oder Silber,

meist mit grüner Auflage, wird von Frauen viel getragen. Glücksklee, Schwein, „Schwammerl“ und Rauchfangkehrer sind unter den Anhängern am meisten beliebt. Man trägt jedoch auch eine goldene 13 am Hals, — auch Männer. Sportler versichern sich besonders gern durch Talismane. Erotisch Anmutendes oder überhaupt Fremdartiges, zumeist mit fremden Namen Versehenes dieser Art wird am liebsten getragen. Die „touch wood“-Anhänger leiten uns zu den Formen über, welche mit dem *Verschreizaber* verbunden sind. Das Anrühren von Holz, Klopfen auf Holz, Klopfen unter dem Tisch und alle verwandten Formen gehören hieher. Häufig wird verlangt, daß dabei auch irgendeine Formel gesprochen werden muß, etwa „unberufen, toi, toi, toi“. Jüdischer Einfluß ist auf diesem Gebiet unlegbar vorhanden.

Viele Elemente eines naiven Glaubens verbergen sich in der Großstadt unter Verkleidungen, seien sie nun religiöser oder wissenschaftlicher Art. Während die Astrologie wenigstens öffentlich im allgemeinen als unernst angesehen wird — was freilich auf den Besuch der Straßenastrologen und ihrer noch primitiveren Praterkollegen keinen Einfluß hat — und ihr daher mehr heimlich bloß geglaubt wird, verstecken sich unter der sehr umfangreichen und eine Zeitlang öffentlich geförderten Beschäftigung einer breiten Menge mit wissenschaftlichen, beziehungsweise populärwissenschaftlichen Dingen, zum Beispiel der Astronomie, in verschiedenen Formen oft durchaus volksmäßige Gedankengänge, manchmal rein eschatologischer Richtung. Die „*Rometenfurche*“, welche für frühere Perioden in dieser Hinsicht charakteristisch war, hat sich jetzt in die Ausdrucksformen der modernen Astronomie geflüchtet und von Hörbigers Welteislehre bis zu den Sonnenfleckenbeobachtungen spiegeln sich die Errungenschaften der Wissenschaft in dieser seltsam verzerrten Form in der Glaubenswelt der Großstadt.

Auf religiösem Gebiet gibt es ähnliche Erscheinungen; es wäre dabei an das ständige Verlangen nach dem „wahren Antlitz Christi“ zu denken, das sich nicht mit den Veronikabildern genügen läßt<sup>1)</sup>. Vom Lentulusbrief bis zu den angeblich zeitgenössischen Bildern wird alles derartige behandelt und gekauft, die Berichte über die Leichentuchfunde erregen einen ziemlichen Teil der Bevölkerung immer wieder, sodaß hier neueste Errungenschaften ohneweiters neben den alten Ausprägungsformen der gleichen Idee stehen, da „wahre Längen Christi“ in barocker Art noch heute in den großstädtischen Wallfahrtsbuden behandelt werden, wenngleich die Hochblüte dieser aus dem Wallfahrtsbrauch entstandenen Weißegegenstände, die in Barockösterreich auch an örtliche Hei-

<sup>1)</sup> Vgl. allgemein Wilhelm Grimm, Die Sage vom Ursprung der Christusbilder (Kleinere Schriften, hg. Gustav Hinrichs, Berlin 1883, Bd. 3, S. 138 ff.)

lige, wie etwa den hl. Leopold<sup>1)</sup>, angeschlossen, längst vorüber ist und diese Formen gegenwärtig kein Eigenleben mehr zu besitzen scheinen.

Die älteren Ausdrucksformen der Großstadtfrömmigkeit haben wir oben bereits besprochen. Es gibt neben diesen zweifellos noch andere, doch treten sie wenig hervor. Daß es *Sekten* verschiedener Art gibt, ist wohl bekannt, doch spielen sie keine bedeutende Rolle. Ältere Sekten, wie Anabaptisten, Adventisten oder Methodisten und ähnliche fanden wohl Anhänger in verschiedenen Volksschichten. Die jüngeren Sekten von teilweise anthroposophischem Charakter, wie etwa die „Christengemeinschaft“, stellten dagegen zum Teil jüdisch beeinflusste obergesellschaftliche Einrichtungen dar. Ihre Versammlungen und religiösen Zusammenkünfte wurden fast durchwegs nur von Intellektuellen, besonders von „Künstlern“ aller Art besucht. Was die ständige Neubildung von Sekten in politisch-religiös erregten Zeiten betrifft, so muß allerdings zugegeben werden, daß sie zu schwer zu erfassen sind, als daß man ihr Eigenleben beurteilen könnte. So gab es jedenfalls neben den erwähnten größeren Bewegungen auch Anhänger Jakob Lorbers<sup>2)</sup> in Wien, ferner verschiedene Bibel auslegende Gesellschaften, die auch öffentliche Vorträge, meist unter Führung von ausländischen Wanderpredigern abhielten, deren Nimbus durch eine angebliche lange Missionsstätigkeit irgendwo in Übersee oder ähnlich gesteigert wird. Meist halten die Anhänger, charakteristischerweise, daran fest, daß nur sie „echt religiös“ seien, und wehren sich dagegen, als Sekte bezeichnet zu werden. Auch die typische Konkurrenz, die den Sekten anhaftet, ist hier zu beobachten. Bezeichnung dafür mag der Ausspruch eines Erdburger Bibelforschers sein, der mit Bezugnahme auf eine ganz verwandte, kaum drei Gassen entfernte Gemeinschaft, die sich seinem Kreise aus irgendeinem Grunde unlieb gemacht hatte, bemerkte: „De glaubn, m i r san a Sekte!“

Ein letzter Abschnitt in diesem Kapitel der Großstadtgeistigkeit gebührt der *Astrologie*. Seit wenigen Jahren stehen auf vielen Straßenecken Schicksalsuhren und die daran tätigen Straßenastrologen haben viel Zuspruch, während die „Planeten“verkäufer älterer Art, welche die Monatsdeutungen, Heiratsvoraussetzungen usw. von ihren Tieren, wie Papagei und weißer Maus, ziehen lassen, immer weniger beansprucht werden. Vor wenigen Jahren gab es solche astrologische Straßendenter nur im Prater. Die Astrologie spielt aber auch weiterhin eine große Rolle und berufsmäßige Astrologen kündigen ständig in den Zeitungen an, vielleicht nicht mehr in dem Ausmaße wie in der ersten Nachkriegszeit. Auch privat beschäftigt man sich jedoch, und

1) Vgl. Schömer, Die wahre Länge des hl. Leopold. Klosterneuburger Festschrift, 1936.

2) Vgl. über ihn Eberhard Buchner, Sekten und Sektierer in Berlin (Großstadtdokumente, Bd. 6, Berlin 1904, S. 53 ff.).

zwar wieder besonders in Künstlerkreisen, mit Sterndeutung, läßt sich Horoskope stellen und stellt sie sich auch selbst. Die Graphologie wird in ganz ähnlicher Weise betrieben. Auch die Handlesekunst bleibt durchaus nicht nur im Bereich herumziehender Deuterinnen aus der geistigen und gesellschaftlichen Unterwelt, sondern steigt immer wieder, wie Astrologie und Graphologie, durch Erscheinungen dementsprechender Literatur aus geschäftstüchtigen Verlagen wesentlich unterstützt, in den Bereich des Selber-Tuns auf als eine der hauptsächlichsten Formen des volkstümlichen Einblickverlangens in Zukunft und Schicksal. Vor wenigen Jahren verband sich mit allen diesen Erscheinungen auch eine ausgreifende Beschäftigung mit Spiritismus. Heute ist dies stark zurückgegangen und anscheinend sind jetzt daran sozial tiefere Schichten mehr interessiert als früher. Die politischen Umstände der letzten Jahre haben das Prophezeiungswesen einigermaßen wieder stärker zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht, als es bisher der Fall war, doch ist das häufige Ankündigen von Weltuntergängen und sonstigen Katastrophen — das zum Teil auch von adventistischen Sekten ausging —, welche in erregten Jahren sogar auf Plakaten angemeldet wurden, wieder so ziemlich verschwunden.

Wenn wir die nun in Erbe und Neuwuchs genannten Eigenschaften und Handlungen des Großstadtmenschen zusammenfassend betrachten, so sehen wir wohl gründliche Verschiedenheiten von der Lebensform des Bauern. Eines aber scheint doch deutlich hervorzutreten: Trotz aller Zivilisation spielt die wirklich obergesellschaftliche Kultur beim Großstadtvolk eine ebenso geringe Rolle wie beim Landsvolf.

## Lebensform und Wesensart.

Zu den letzten Aufgaben jeder landschaftlichen Volkskunde gehört es, das Bild des Stammes oder Schlates vom Volksmenschen zu zeichnen, wie es sich aus den vielen Einzelheiten seines Gehabens und Tuns ergeben mußte. Die Synthese in Form des Charakterbildes muß daher auch bei einer Großstadtvolkskunde gewonnen werden. Die wichtigsten methodischen Hauptsätze haben wir im vorhergehenden aus dem Verhältnis von *E r b e* und *N e u w u c h s* wie aus dem Wechselspiel von *S t a t i k* und *D y n a m i k* ablefen können. Was wir von Anfang an jedoch schon als bleibende Linie in der Lebenshaltung des wienerischen Menschen anführten, nämlich den *C h a r a k t e r* in seiner Verbindung mit dem *L e b e n s s t i l*, das sollen nun noch einige Aufzeichnungen fremder und einheimischer Betrachter der Wiener aus verschiedenen Zeiten näher umreißen. Nicht zuletzt muß uns dies zur Rechtfertigung dienen, da wir gleich zu Anfang Männer der individualistischen Hochkultur als typische Wiener ansprachen: Für diesen Fall hat Grillparzer geschrieben „Wahrlich! Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgeföhlt hat.“ (Armer Spielmann.)

Sowohl die Lebensform wie das innere Wesen der Wiener waren von jeher ziemlich umstritten. Seit dem Mittelalter fallen allen Betrachtern gewisse Züge auf, welche durch die Jahrhunderte sich gleich zu bleiben scheinen. Eine gewisse Leichtlebigkeit, ein sanguinisches Temperament, eine ausgesprochene Gutmütigkeit erkennen die meisten Besucher an und an ihnen liegt es meist, ob sie diese Eigenschaften besser oder schlechter werten. Nicolai schrieb 1781 von Luxus, Gemächlichkeit, Neigung zu kostspieligen Ergößlichkeiten und bemerkte auch: „Das Wiener Volk liebt zu genießen“. Daß es sonst sanft, gutherzig, artig und angenehm sei, unterließ er jedoch nicht hinzuzufügen. Gutes und Schlechtes mischt sich in seinem Urteil: Sie sind gesellig und mitteilksam, — Empfindungen gehen nicht tief. Diese Bemerkungen gelten für die meisten anderen Beschreiber auch. Heinrich Sander (1783) ist wohl einer der ausfälligsten: „Durum genus hominum, quod acres morum castigatores expetit! Non illis sensus communis, non externa sacrorum reverentur, non sapientiae honor, non scientiae gloria inter illos habetur. Qui plurimum gulae indulget, is optimus, is sodalis, is amicus. Baccho et Cereri libunt cives, non Appollini et Musis —“<sup>1)</sup>.

1) Beschreibung einer Reise durch Frankreich ... in bezug auf Menschenkenntnis ...  
Bd. II, S. 464.

Das war ein Bild in den düstersten Farben. Wiener der Zeit sahen jedoch die Dinge nicht sehr viel anders, nur sagten sie es vielleicht nicht so unverblümt. Pezzl, der vieles tadelt, hat den bleibenden Zug im Wiener Charakter am besten erfaßt. Seine Feststellung über den „moralischen Charakter“ der Wiener lautet: „Es ist ein gutes Volk um die Wiener“. Er spricht dort weiterhin von Eigenschaften, wie sie auch Nicolai erwähnt: „Sanft, leicht, gutherzig, artig, angenehm, gesellig, beugsam und mittheilksam.“ Sehr wichtig, auch in der sprachlichen Prägung, sind Pezzls Ausführungen über den gemeinen Mann<sup>1)</sup>: bieder, höflich, offenherzig, dienstfertig, redlich, lenksam, willig, und guter Patriot; „man muß leben und leben lassen“ gehöre zu den Grundätzen des gemeinen Mannes. Der Satz ist in Wien heute so geläufig wie vor hundertfünfzig Jahren. Daß „Schmaus, Tanz, Spektakel“ für den Wiener von größter Wichtigkeit sind, hat Pezzl aber gleichfalls festgestellt. Was die Gßfreunde betrifft, so hat Wien sich immer schon verschiedene Meinungen sagen lassen müssen. Charakteristisch ist die Bemerkung des nüchternen Joseph Kohrer<sup>2)</sup>, „daß sich überhaupt der Wiener eher überißt als betrinkt“. Daß es sich hier wie in manchen anderen Dingen vielleicht auch um Eigentümlichkeiten von Kulturepochen handeln könnte und nicht um Dauererscheinungen des Charakters, ist den damaligen Betrachtern noch nicht in den Sinn gekommen. Die Volkskunde wird jedoch angesichts der heutigen Lage wohl auch in Erwägung ziehen müssen, daß es sich um 1800 in Wien noch durchaus um das bürgerliche Weiterleben barocker Lebenshaltung gehandelt haben kann, welche die Gßfreunde in ganz Europa beträchtlich gesteigert hatte. — Ernst Moriz Arndt sah den Wiener in den Hauptzügen seines Wesens ähnlich wie seine Vorgänger, nur etwas milder. Gemächlichkeit, Sorglosigkeit, Gefälligkeit, Höflichkeit, Dienstfertigkeit, Freude am guten Essen und Trinken, Abneigung gegen Extreme fallen auch ihm auf und die Neigung, nur bis zu einem gewissen Punkt höflich zu sein, sich nicht zu überanstrengen, gern zu trinken, aber sich nicht zu betrinken. Die Einheitlichkeit des Wiener Lebens von 1798 hat in Arndt einen guten Beobachter gefunden, wenn er sieht, daß eine gewisse Bürgerlichkeit alle Schichten umgibt, alle dieselbe Sprache sprechen, „vom Sackträger bis zum Magnaten“. Um 1840 schreibt Koch ganz ähnlich. Frohe Laune und leichte Beweglichkeit, lebhaftes, leicht erregbares Temperament, Behendigkeit, Leichtigkeit, Heiterkeit, Wiß und Humor faßt Koch in dem Satz „Der Charakter des Volkes ist vortrefflich“<sup>3)</sup> zusammen.

1) Skizze von Wien, S. 150.

2) Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie, I., 75.

3) Wien und die Wiener, S. 348.

Betrachten wir als charakteristische Äußerungen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts dagegen die verschiedenen Aufzeichnungen Friedrich Schögl's, so haben wir davon immer wieder denselben Eindruck: Die Züge, die uns nun schon vertraut sind, werden als vorhanden bezeichnet, doch zweifelt man, ob sie die Kraft haben werden sich durchzusetzen. Der alte Humor ist anscheinend in eine rohe Lustigkeit umgeschlagen, von den alten Trinksitten war man zu den regelmäßigen Heurigenbesuchen fortgeschritten, welche die langsam bekannt werdende „D u l i ö h“ = E t i m m u n g mit sich gebracht hatte. Die alte Leichtigkeit war zur Frivolität geworden, das Volksfängerwesen hatte sich in wenigen Jahrzehnten der Gründerzeit zu einer durchaus unreinlichen Angelegenheit entwickelt, welche denn auch bald verschwand. Ein überlautes, lärmendes, gewolltes Fröhlichsein war aus der alten sanguinischen Einstellung des Wienerturns gewachsen, und Schögl und manche seiner Zeitgenossen sahen den völligen Verfall darin. Heute liegt auch diese Zeit schon lange hinter uns, und bei kritischer Betrachtung des heutigen Volkslebens möchte man wohl sagen: Wir sind heute offensichtlich wieder in einer Periode, welche in der Gesinnung etwa der am Ausgang des 18. Jahrhunderts entspricht. Abgesehen von allen äußeren Umständen zeigt sich heute wieder eine ziemliche Einheitlichkeit im Wiener Volk. Die heitere Grundstimmung schlägt nicht mehr so hohe Wogen nach der Seite der frivolen Lustbarkeit wie um 1870 — sondern bildet wieder nur die typische Grundeinstellung. Auch sonst erkennt man die seit Nicolai immer wieder aufgezählten Eigenschaften eigentlich unversehrt wieder, nur daß man sie heute vielleicht besser zu umschreiben wüßte. Der Zug der Resignation, welcher als Unterton bei aller Fröhlichkeit hier mitschwingt, ist allgemeiner hörbar geworden, und der politische Witz der letzten Jahre hat mehr als einmal diese Eigentümlichkeit angeschlagen. Auch manche Ereignisse der Wiener Geschichte sind uns heute in ihrer Parallelität eher erklärlich. Ein Beispiel mag hiefür die Geschichte der W i e n e r R e v o l u t i o n e n sein. Diese Bürgerkämpfe sind hier selten. Flammen sie aber einmal auf, dann werden sie durchgekämpft bis zum bitteren Ende. Die Belagerung Kaiser Friedrichs III. (IV.) in der Hofburg unter dem Bürgermeister Wolfgang Holzner war das erste Beispiel hiefür. Im Jahre 1848 bot Wien ein volles Jahr hindurch das Schauspiel der aus Treue sich erhebenden Stadt. Nur hier hatte dieses Jahr wirklich etwas zu bedeuten und die Zähigkeit, mit der hier gekämpft wurde, gehört in das Charakterbild des Wiener Volkes, in dem sie seine früheren Beschreiber nicht einzeichnen konnten, weil sie nichts davon wußten. Auch das jeweils plötzliche Zusammenbrechen solcher Bewegungen mochte jedoch zu den Wesenszügen dieses Stadtvolfes gehören. Nicht umsonst hat man von ihm

gesagt, daß alle Leidenschaften schließlich bei ihm doch nicht tief gingen. Hier die Grundlagen zu erheben, vielleicht stammheitliche Komponenten zu erkennen, ist heute jedoch sicher noch nicht angetan.

In gewissem Sinne müßte hier auch der *Lebensstichtigkeit* in den Geschlechterfolgen, der Lebenshaltung als etwas Stetigem oder Wandelbarem gedacht werden, was freilich mehr der charakterologischen als der volkskundlichen Forschung bereits angehört. Hieher gehört sicherlich das Ständebewußtsein des Wiener Bürgers, das mehr ein Erbe aus dem Vormärz als ein eigentlich großstädtisches Element darstellt, das aber doch im Wiener Volksgefüge zum Ausdruck kommt. Wenn man ein Beispiel solcher Stetigkeit heranziehen will, so sei auf die Familie und Dichtung Emil Ertls hingewiesen. Hier handelt es sich um eine vermutlich ursprünglich bayrische Familie, die seit dem 18. Jahrhundert in Wien lebt, auf dem Schottenfeld die Seidenzeugweberei betreibt und ihren Lebensstil durch etwa zwei Jahrhunderte bewahrt hat<sup>1)</sup>. Für diese Schichten und von ihrem Blickpunkt auch für die übrigen ist Ertls Romandirei „Ein Volk an der Arbeit“ ein Denkmal. Die Wiener Dichtung wie das Wiener Leben kennt aber das direkte Gegenteil ebenso gut. Das „*Wiener Früchtel*“ und sein Leben gehören mit zum Bild des Wiener Volkslebens. Das Abreißen der geordnet lebenden Geschlechterfolge und der Sturz der letzten Sprossen in die Halb- oder Unterwelt sind für die Jahrzehnte des „Überganges“ höchst bezeichnend gewesen und haben nach außen vielfach das Bild des Wiener Volkes mitgezeichnet. Die Möglichkeit derartiger Abbrüche ist heute bedeutend vermindert. Der Hintergrund war doch die Zeit um 1873 und die typischen „Strachmacher“, die reichen Hausherrnsöhne, welche das Stammpublikum der Volksfänger bildeten und an eigenes tätiges Leben sich nicht gewöhnen konnten, als die Hochkonjunktur zu Ende war. Der allgemeine Lebensstandard ist in dieser Hinsicht jedenfalls gesunken. Dafür ist eine *Verstetigung* des Lebens des *Industriearbeiters* vor sich gegangen, welcher nun den wirklichen Grundstock des Wiener Volkes bildet. Der Weltkrieg und nicht zuletzt die Geldentwertung haben zunächst die Schichten gewaltig angenähert, und künftige Differenzierungen lassen sich noch nicht erkennen.

Dagegen gibt es *Gliederungen*, welche weitgehend der inneren Aufteilung der Großstadt als gewachsenem Organismus entsprechen. Wie einzelne Bezirke herausgehoben erscheinen, so sind es einzelne Bevölkerungsteile, besonders Bewohner dieser Bezirke. So haben die Erdberger ihren eigenen Ruf, werden Ottakringer und Hernalser als ziemlich derbe Menschen betrachtet.

<sup>1)</sup> Alfred Walheim, Emil Ertl, Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1912; Emil Ertl, Lebensfrühling, Erinnerungen aus dem lieben alten Wien meiner Jugend, Leipzig 1932.

Über das Selbstbewußtsein dieser Volksteile und das Bewußtsein der Andersartigkeit geht diese Aufgliederung hinaus, wenn von ihr aus Verfestigungen und Bindungen geschaffen werden. Hieher gehören wohl besonders die Fußballvereine, die sich selbst „Simmering“, „Favoriten“, „Floridsdorf“ nennen, die ihre eigenen in den Bezirken gelegenen Plätze besitzen und deren Ansehen gewissermaßen mit der Bezirkshere in Zusammenhang steht. Bei Spielen zwischen diesen einzelnen Vereinen kommt es für die Gäste gar nicht selten zu recht unliebsamen Szenen, da die Ehre der Einheimischen mit Temperament von den Parteigängern vertreten wird. In seltenen Fällen kommen auch andere Ausprägungen eines derartigen Bezirks-Heimatgefühles zum Ausdruck, so wenn Erdberg ein eigenes Heimatlied, „Da drunt in Erdberg is a Gasserl“, besitzt. Volksfängerlieder und lokale Modelieder mit besonderem Bezirkscharakter gab es öfter und manche Redensarten haben sich als Selbstcharakterisierungsworte längere Zeit erhalten, wie „Schottenfelder, Sonntagskinder!“. Auch in Volksfängerkehrreimen wie „Auf der Lahmgruabn und auf der Wieden / San de Gusta sehr verschieden“ findet man sich ähnlich gespiegelt.

Mehr inselartig berühren andere Gliederungen. Die *L a n d s m a n n s c h a f t e n*, welche meist Menschen zusammenfassen, die sich erst in der ersten Generation in Wien befinden, spielen hier eine gewisse Rolle, ebenso die *K a m e r a d s c h a f t s v e r b ä n d e* der alten Truppenkörper. Sehr tief gehen diese Bindungen jedoch nicht und verdanken ihr Dasein organisatorisch veranlagten Einzelnen mehr als ausgesprochenen Bedürfnissen.

So stellt sich die gesellschaftliche Erforschung wohl einstweilen noch vor die Volkscharakterologie, die mit voreiligen Synthesen kaum zu besonderem Nutzen kommen kann. Eine objektive Sammlung der Zeugnisse für den Volkscharakter würde jedenfalls die Arbeit hier sehr erleichtern, doch steht die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren wohlbearbeiteten Zeugnissen heute noch zu sehr im Vordergrund, als daß man den objektiven Tatbestand des Nachlebens, der Stetigkeit dieser Erscheinungen schon ganz von dem Wunsche, diese Stetigkeit zu besitzen, trennen könnte. Vielleicht wird eine künftige Stabilisierung des Großstadtvolkcs, die sich in Wien seit einigen Jahrzehnten anbahnt, auch dazu beitragen. Bei der Verwirklichung der Volksgemeinschaft durch den Nationalsozialismus ist eine Anähnung hier sicher zu erwarten und dann werden sich die spärlichen und oft einander widersprechenden Zeugnisse aus dem „Übergang“, welche das in sich gespaltene Wien der Gründerjahre kennzeichnen, historisch beurteilen lassen. Es haben sicherlich über diese Jahrzehnte Eigenschaften durchgelebt, haben mit der Einwienerung auch die Zuwanderer erfaßt und werden für das künftige volksmäßige Antlitz der Stadt charakteristisch bleiben. Wenn für den Großstadt-

wiener in der Betrachtung des Großstadtwuchses das Zuschauen als Hauptvergügen erwähnt wurde, so ist dies doch eine Weiterbildung der für Wien so oft geschilderten und belachten *Z u s c h a u f r e u d e*, die schon im 18. Jahrhundert Philipp Hafner seinen Schneiderjungen Crispin die köstliche Geschichte erzählen ließ, in der berichtet wird, wie sich tausende Menschen ansammeln, weil eine Schlafhaube aus einem Fenster gefallen sei, wobei der „Brodsüßer“ dem staunenden Crispin noch erläuternd sagt: „O, mein lieber Herr, sagt er, der Herr ist gewiß hier fremd, weil sich der Herr wundert, daß die Leuth wegen der Kleinigkeit so häufig stehn bleiben, allein sagt er, das ist nichts, geh der Herr in vier Wochen vorbei, so wird der Herr noch allzeit Leuth stehn sehen, die auf das Fenster hinausschauen werden, von dem die Schlafhauben gefallen ist“<sup>1)</sup>. Nicht umsonst schrieb ein Schönholz: „Wer dem Wiener nur etwas zum Ergözen seiner Schaulust liefert, kann immer auf ein angemessenes Prozent seiner Anhänglichkeit rechnen“<sup>2)</sup>. Die Wiener Sittenschilderer pflegten köstliche Geschichten von derartigen Schaulustigkeiten zu berichten, vor allem Rudolf Stürzer. Prachtvoll hat die Stimmung dieser Wiener Spezialität Josef Weinheber in „Der Auflauf“ eingefangen<sup>3)</sup>. Nicht weniger stetig mag noch so mancher Zug im Volkscharakter sein, der sich fast nicht erfassen läßt: Im Zusammenhang mit den Wiener Volkstypen, besonders den Naschmarkthändlerinnen, ist jederzeit die *r e s c h e W i e n e r Z u n g e* aufgefallen, die der Lokalsage nach den Kaiser Josef in die Flucht geschlagen haben soll, der übrigens ja selbst etwas Ähnliches wie ein Wiener „Züngerl“ besessen haben soll. Die Volksfänger pflegten diese Eigenschaft in Verse zu kleiden, die manchmal noch heute geläufig sind: „A Göschlerl wia-r-a Schwert“. Friedrich Uhl meinte einmal: „Die ‚Böse Zunge‘ war und ist vielleicht heute noch der kleine Stadtgott Wiens“<sup>4)</sup>. —

So wie die Abstammung des Wiener Volkes und seine Einwienerung an der Hand von großen Wienern zu zeigen versucht wurde, so müßte man auch Leben und Wesen dieser Menschen wieder mit ihrem Wienertum in Zusammenhang bringen. Der oben erwähnte Gegensatz von Gemütlichkeit und Herbe, der sich zu einem Widerspruch zwischen Sentimentalität und Gereiztheit vertiefen kann, wobei doch beide Eigenschaften oft in einer Person vereint sind, hat sich in Wiens führenden Geistern oft widergespiegelt. Die großen Wiener Volksdramatiker bieten die besten Beispiele dafür. Für Weichheit und Reschheit waren Raimund und Nestroy als Widerpartner

1) Philipp Hafners Gesammelte Werke, hg. Ernst Baum, I., S. 64.

2) Schönholz, Traditionen, II., S. 87.

3) Weinheber, Wien wörtlich, S. 18.

4) Uhl, Aus meinem Leben, S. 18.

zu nennen, beide mit Witz und Satire gerüstet und doch im Leben und in der Kunst durchaus verschiedene Wesen, symbolisch beide für Haupteigenschaften des Wiener. Nehmen wir Anzengruber als den Vertreter des Wiener Realismus hinzu, welcher auch im Wiener Volk durchaus verankert ist, so sehen wir, daß der geistige Ahnherr aller drei, nämlich Philipp Hafner, alle ihre Eigenschaften bereits besaß und zum Ausdruck brachte.

Man müßte von diesen Einsichten ausgehend die wienerischen Menschen hoher Geistigkeit durchgehends auf ihre Charakterzüge hin untersuchen. Man wird dabei verschiedene Möglichkeiten der Ausprägung der Wesensart finden, aber doch Einheitlichkeit in einem höheren Sinn als ausgeprägte Formen verschiedener Seiten einer gemeinwienerischen Haltung. Es ist für die größten Geister Wiens, die von außen gesehen, volksfern erscheinen könnten, bezeichnend, daß sie, falls sie eben Wiener sind, gerade das stark empfinden. Hieher gehört es zweifellos, wenn Grillparzer durch die Unterstreichung dieses Umstandes<sup>1)</sup> nicht etwa seiner politischen oder völkischen Haltung Ausdruck verleihen wollte, in der er sich durchaus dem deutschen Volke als Nation zugegliedert fühlte, sondern seiner wienerischen Haltung, wobei sich eine geradezu in der Form des typischen „Raunzertums“ allem Ungewohnten abgeneigte Lebensführung mit durchdachtem und durchfühltem Heimatbewußtsein verbindet. Hieher gehört es anderseits, wenn uns Franz Schuberts Musik so durchaus aus Wiener Geist erwachsen dünkt, obgleich Schubert materiell, das heißt in melodischer Hinsicht, am allerwenigsten — im Gegensatz zu Haydn und Mozart — von der Volksmusik überhaupt beeinflusst erscheint.

Gerade bei diesen letzten Fragen wird also der Begriff des Volkstums mehr und mehr zu einem rein geistigen Prinzip. Von hier aus löst sich dann aber auch das ganze Problem der Dynamik und Statik, welches solange den Ausschluß des Großstadtvolkes aus dem Gesamtvolk bedingt hat, vielleicht am ehesten. So wie Hellpach vom Gesamtcharakter der Großstädte aus ihr Volk in das Gesamtvolk einfügen kann, so müssen wir erkennen, daß die scheinbare Dynamik, der unruhewolle Wechsel sogar, nicht als das Wesentliche erscheint. Die Stetigkeit, welche als Hauptmerkmal volkhafte Lebens zu fordern ist, liegt nicht im Tun und Haben, sondern in der Dauer des Lebensstiles und der Wesensart. Die geprägte Form ist hier eine geistige Erscheinung und nur in diesem Sinn können wir auch die Lebensformen der Großstadt in Beharren und Fließen erkennen als Formen des Lebens der Nation.

---

1) Nagl-Zeidler-Castle, Bd. II, S. 675.

# Inhalt.

	Seite
Zum Geleit . . . . .	7
Vorwort . . . . .	9
<b>Einleitung</b>	
Großstadtvolkskunde . . . . .	11
Zeugnisse und Quellen zur Wiener Volkskunde . . . . .	13
Das Wiener Volk	
Herkunft und Stammhaftigkeit . . . . .	21
<b>Das Erbe</b> . . . . .	31
<b>Die Stadt Heimat in ihrer Aufgliederung</b>	
Siedlung und Wohnung . . . . .	32
Tracht und Schmuck . . . . .	35
Die Wiener Küche . . . . .	37
<b>Brauchmäßige Überlieferung</b>	
<b>Jahreslauf, Neujahr</b> . . . . .	39
Fasching . . . . .	41
Fasten und Ostern . . . . .	46
Von Ostern bis Pfingsten . . . . .	50
Sommerfeste . . . . .	53
Vom Herbst bis Weihnachten . . . . .	55
Weihnachten und Jahresende . . . . .	58
<b>Lebenslauf, Kindheit und Jugend</b>	
Verlobung und Hochzeit . . . . .	61
Alter und Tod . . . . .	66
<b>Volkskunst und Volksleben</b> . . . . .	67
<b>Volksdichtung und Volkssprache</b>	
Kleindichtung, Sprichwort, Redensart . . . . .	68
Volkslied . . . . .	71
Volkserzählung . . . . .	76
<b>Volksmusik und Tanz</b> . . . . .	80
Bildende Volkskunst . . . . .	84
Volksvergnügen . . . . .	86
Theater . . . . .	90
<b>Volks Glaube und Volksfrömmigkeit</b> . . . . .	92
<b>Der Großstadt wuchs</b> . . . . .	99
Der Übergang . . . . .	102
Volkstypen . . . . .	104
Die Rolle der Mode . . . . .	107
Film und Lesestoff . . . . .	109
Die Pseudoromantik . . . . .	110
Sport . . . . .	112
Witz und Humor . . . . .	112
Weiterwuchs in Brauch und Glaube . . . . .	115
<b>Lebensform und Wesensart</b> . . . . .	121





